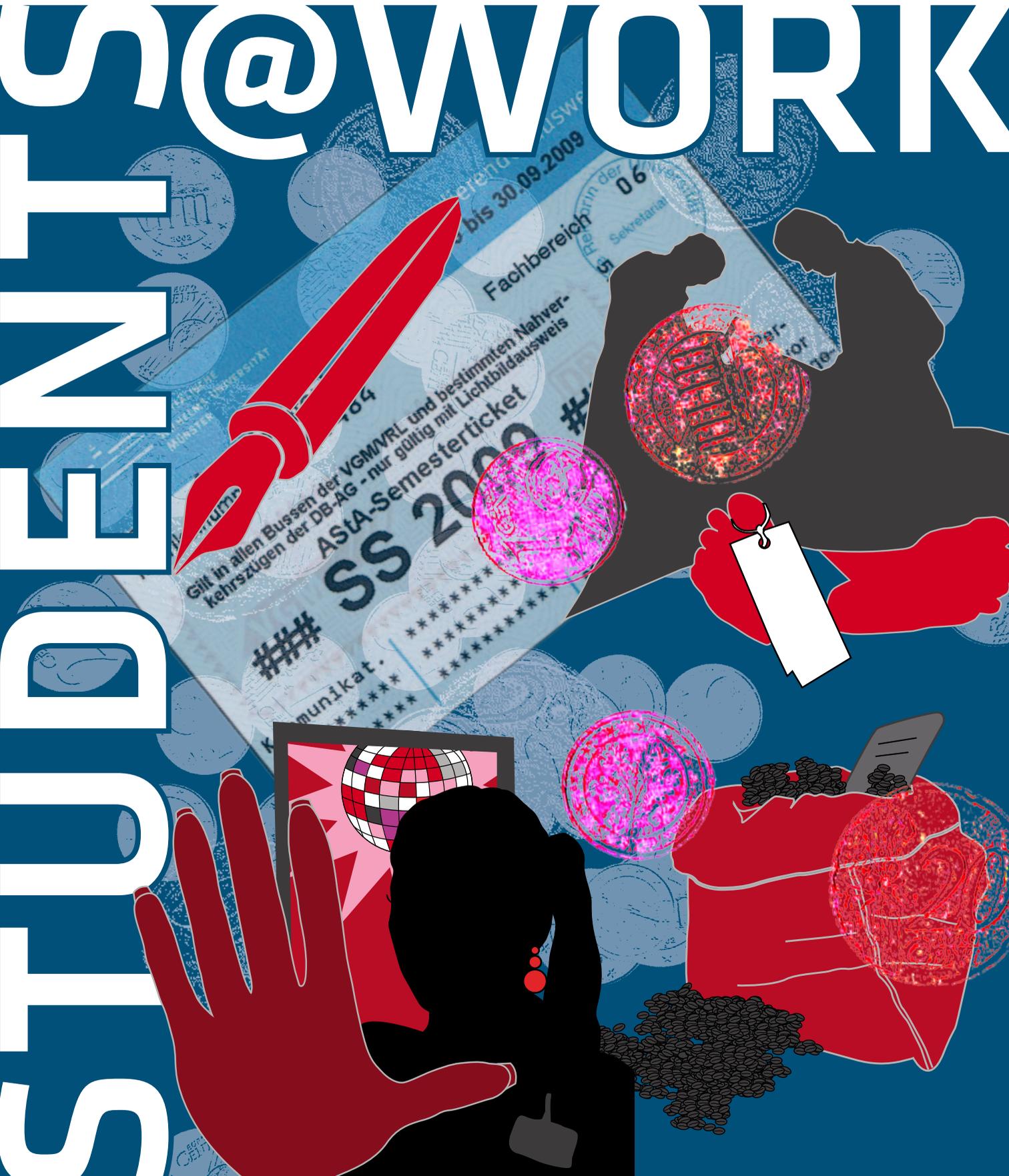


# Semesterspiegel

Zeitung der Studierenden in Münster

Nr. 380 | April 2009 | [www.semesterspiegel.de](http://www.semesterspiegel.de)





**Aster Reise Service**

Wir haben die Flüge weltweit, auch zum Studenten/innentarif für die Reise, für das Auslandsemster, für den Citytrip ...

London	ab 58,-	ab 68,-
New York	ab 159,-	ab 345,-
Los Angeles	ab 165,-	ab 425,-
Rio	ab 175,-	ab 429,-
Bangkok	ab 294,-	ab 499,-
Sydney	ab 465,-	ab 799,-

Flugpreis Zwischenverkauf u. Irrtümer vorbehalten Endpreis inkl. Tax, Gebühren

**Sprachreisen - Mietwagen - Hotels - Aktivurlaub  
Last Minute Angebote - Pauschalreisen**

- Hindenburgplatz 64-66 · 48143 Münster · Tel. (0251) 51 90 68
- Mensa I · Aasee · 1. Etage ······ Tel. (0251) 539 58 00
- Mensa II · Coesfelder Kreuz, Foyer ······ Tel. (0251) 857 08 08

www.asterreiseservice.de · E-Mail: info@asterreiseservice.de

**PATRONE LEER?  
Tintenpatrone leer?**

Wir füllen Sie Ihnen wieder auf!

**Tinten@ss**

Tinte, Toner & mehr ...

**Ludgeriplatz 8  
48151 Münster  
Tel. 0251- 5 38 98 14  
Fax 0251- 5 38 98 17**

**KARRIERESPRUNG GEFÄLLIG?  
ZUM BEISPIEL IN DEN KONGO.**



Bitte schicken Sie mir unverbindlich Informationen

- über **ÄRZTE OHNE GRENZEN**
- zu Spendenmöglichkeiten
- für einen Projekteinsatz

Name \_\_\_\_\_

Anschrift \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.  
Am Köllnischen Park 1 · 10179 Berlin  
www.aerzte-ohne-grenzen.de

Spendenkonto 97 0 97  
Bank für Sozialwirtschaft  
BLZ 370 205 00

© Ramco Behle

11104-990

**ÄRZTE OHNE GRENZEN** hilft Menschen in Not. Schnell, unkompliziert und in rund 60 Ländern weltweit. Unsere Ärzte, Pflegekräfte und Logistiker arbeiten oft in Konfliktgebieten – selbst unter schwierigsten Bedingungen: ein Einsatz, der sich lohnt.



## Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,



in Zeiten von Wirtschaftskrise und Bankenpleiten scheint kein Thema die Schlagzeilen mehr zu dominieren, als das liebe Geld. Und auch wenn die wenigsten von uns Studierenden wohl mit Aktien und Wertpapieren handeln werden, geht es schließlich doch immer um die Frage „Und wie finanzierst du so dein Studium?“, wie Felix Reckert in seinem Artikel auf Seite 20 so trefflich formuliert. Diesen und weiteren Fragen wollen wir im ersten Semesterspiegel dieses Sommersemesters nachgehen. Dabei könnt ihr auf den folgenden Seiten erfahren, wie eure Profs im Studium ihr Geld verdient haben (S. 22), welchen ungewöhnlichen Jobs einige Studenten nachgehen (S. 24) und auch, wo ihr euch Beratung und Hilfe in Fragen rund um das Thema (Neben-) Job / Praktikum etc. holen könnt (S. 7).

Darüber hinaus erwartet euch unter anderem eine Fortsetzung unserer beliebten Kolumne „Uni intern“, in der uns Dr. Runtenberg eine „lustvolle Form“ des Philosophierens vorstellen wird. Rilana Gravel wird uns von der schieren Unmöglichkeit berichten, in Münster ein WG-Zimmer zu finden, und Sonja Kästner erläutert eine alternative Art, zu Lernen; selbstbestimmt und demokratisch.

Dieser sehr facettenreiche Semesterspiegel erscheint zum ersten mal in einem neuen Gewand. Verantwortlich dafür ist unsere neue Layouterin Anne Breitenbach, die wir mit dieser Ausgabe zusammen mit unseren vier neuen Redakteuren herzlich willkommen heißen wollen! Sie werden sich in dieser sowie der kommenden Ausgabe persönlich vorstellen.

Nun aber viel Spaß beim Lesen!

Für die Redaktion  
**Andreas Brockmann**

## Inhalt

### Semesterspiegel

Neue Redaktionsmitglieder	4
Impressum	5
Uni Intern	6
April-Cartoon	6
Fünf Fragen an...	7
Studi abroad	8

### Hochschule

Wohnungssuche in Münster – Eine (fast) wahre Geschichte	9
Die Zukunft: Freie Software an der Uni	10
Ukrainertalente auf Glatteis	13
Gemeinsam lernen in eigener Regie	14

### Hochschulpolitik

Mehr Demokratie an der Hochschule	16
Klage abgewiesen	17
Vertrauen mit Füßen getreten	18

### Titel

„Und wie finanzierst du dein Studium?“	20
Montagsfrage	22
Students @ work	24
„Wir sitzen doch alle im selben Boot“	28
In medias Res: Die Allzweckwaffe	29

### Politik

Vorgeschobener Aktionismus bei gleichzeitiger Tatenlosigkeit	30
Eine Schule im Flüchtlingslager	31
Münsters Tierquälerei	32
(Publikums-)Fischer in Münster	34
Was Joschka Fischer alles nicht gesagt hat	35
„Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“	36
Wer rettet die Bildung und die Erziehung unserer Kinder?	39

### Kultur

Kinokritik: Frost/Nixon	40
Der Superheld als Anarchist	41
CD-Rezension: Old Splendifolia	42

### Schluss(end)licht

Sudoku (normal schwer / mittelschwer)	42
Sudoku (Samurai-Sudoku)	43
SSP-Rätsel	43

## Neue Redaktionsmitglieder

Hier stellen sich die neuen Mitglieder des SSP-Teams vor.  
Wir beginnen mit Ramona, Astrid und Anne.

Ramona  
Weber



Es gibt Menschen, die, wenn sie meinen Namen hören, sich die Mühe machen, das Lied "Ramona, zum Abschied sag ich dir goodbye" von den Blue Diamonds anzustimmen. Das mag ich irgendwie überhaupt nicht. Weitere Dinge die ich nicht mag sind: Wenn es beim Fahrradfahren regnet und ich deshalb meine Regenhose auspacken und anziehen muss. Joggen, denn das habe ich in meiner Jugend so intensiv betrieben, dass es mir für den Rest meines Lebens reicht. Viertens mag ich keine Handys, weil ich der Überzeugung bin, dass man nicht immer überall erreichbar sein muss. Und irgendwie ist es mir nicht vergönnt Pudding zu mögen, und zwar schon von klein auf.

Was ich hingegen mag sind: Ein eiskalter, klarer Wintertag, an dem ich Zeit habe am Kanal spazieren zu gehen. Anstatt Joggen mag ich es, Volleyball zu spielen; vor allem im Sommer auf einem der zahlreichen Beachvolleyballfelder, die es in Münster gibt. Wenn die Füße im Sand stehen, die Sonne auf den Rücken scheint, dann fühle ich mich fast wie im Urlaub. Was ich noch mag ist Kaffee mit einem Schuss Milch; dieses Getränk könnte ich Literweise in mich reinschütten. Offensichtlich mag ich auch den französischen Spielfilm Die fabelhafte Welt der Amélie von Jean-Pierre Jeunet. Und um die Liste der Top 5 aufzufüllen: ich mag es, wenn Texte "gedendert" werden. Es ist mir wichtig, weil ich denke, dass auch auf der sprachlichen Ebene Gleichstellung betrieben werden sollte um einer gesellschaftlichen Gleichstellung zwischen den Geschlechtern näher kommen zu können.

Astrid  
Gieselmann



An dieser Stelle ist es also meine Aufgabe euch etwas über mich zu erzählen und ich habe wirklich versucht, etwas Einfallsreiches zu schreiben. Einfallsreich bin ich jedoch leider nur an manchen Tagen. Es folgen also ein paar Fakten.

Ich heiße Astrid und komme aus Bünde, einer Stadt, die genau dort liegt, wo die Weser auf der Karte einen Knick macht. In Münster wohne ich erst seit kurzem. Ich mag die Stadt, aber da ich ein lebendiges Anti-Navigationssystem bin, verirre ich mich noch oft. Inzwischen macht es mir aber Spaß, auf meinem Fahrrad unfreiwillig neue Wege zu finden.

Sport mache ich allgemein sehr gerne, aber nur aktiv und nicht passiv. Jedenfalls habe ich noch nie verstanden, warum sich Leute Sport im Fernsehen ansehen und finde, dass die Sportberichterstattung aus der Tagesschau gestrichen werden sollte. Bei Musik ist das anders. Ich höre und mache sie gerne, singe und schreibe Lieder. Meistens, weil ich einfach nicht weiß, was ich sonst mit meinem Kopf und den Dingen, die da drin sind, tun sollte. Was ich noch mag, sind gute Gespräche, Zug fahren und mir Zeit zu nehmen, wenn ich eigentlich keine Zeit habe.

Als neue Redakteurin beim Semesterspiegel möchte ich über interessante Themen berichten. Ich interessiere mich für Menschen, Philosophie und Politik – aber vor allem für Menschen. Es gibt so viele davon. Alles in allem halte ich mich für grenzwertig normal, wobei ich versuche, diese Grenzen hin und wieder zu überschreiten.

Anne  
Breitenbach



Viel gibt es über mich nicht zu sagen. Das hat den Nachteil, dass an dieser Stelle nichts über spannende Freizeitaktivitäten zu erfahren ist, auch nichts über abenteuerliche Auslandsaufenthalte oder über ein ausschweifendes Nachtleben. Ich habe kein großes soziales Netzwerk und keine politische Richtung. Ich rede unverhältnismäßig wenig, halte mich gern im Hintergrund und neige wohl dazu, unfreiwillig „böse“ zu gucken. Ich treibe keinerlei Sport, hasse Discos und bleibe abends gern zu Hause. Ich bin durch und durch nichts sagend, farb- und profillos und fühle mich ganz wohl dabei. Gäääh.

Du liest immer noch? Na gut, dann noch kurz etwas über einige Dinge, die ich mag. Konzerte. Ich höre „Soft-Metal“ der Richtung Blind Guardian und Edguy und wenn sich die Gelegenheit ergibt, schaue ich mir den einen oder anderen Live-Auftritt an. Fotos. Meine Kamera ist immer und überall dabei. Außer, wenn sich ein Hammer-Motiv anbietet, dann habe ich sie gerade vergessen. Über technische Kenntnisse verfüge ich dabei jedoch nicht. Singen. Im Chor, beim Spülen oder auf kleinen Singstar-Partys. Dabei entspricht mein Sing-Musikgeschmack oftmals überhaupt nicht dem Hör-Musikgeschmack. Lachen. Am liebsten über Situationskomik, Flachwitze und Impro-Comedy. Ich mag Katzen und die Promenadenkaninchen.

Ach ja, und nicht zuletzt schiebe ich hin und wieder eine Unmenge von Pixeln hin und her, daher bin ich in Zukunft für den Semesterspiegel die Layouterin des Vertrauens.

## Der Semesterspiegel braucht dich!

Ihr wollt über Kultur und Freizeit in Münster berichten, wisst aber nicht, wo ihr euren Artikel veröffentlichen könnt? Oder ihr möchtet Missstände an der Uni publik machen, habt aber kein Medium dazu? Oder wollt ihr euch einfach mal als Autor, Fotograf oder Illustrator einer Zeitung erproben? Dann seid ihr bei uns richtig! Denn der Semesterspiegel kommt nicht ohne die tatkräftige Hilfe zahlreicher freier Autoren und Illustratoren aus, die über den Uni-Alltag, das Leben in Münster und vieles mehr berichten, und somit diese Zeitung durch ihre Vielfalt bereichern. Als Sprachrohr der Studierenden spricht der Semesterspiegel jeden Studierenden in Münster an, ob an der FH, KFH oder der WWU. Jeder Studierende in Münster kann einen Artikel im Semesterspiegel veröffentlichen, sei es ein Erfahrungsbericht aus dem Auslandsemester oder über die letzte Vollversammlung, eine spannende Buchrezension, eine CD-Neuvorstellung oder ein Leserbrief, in dem ihr uns eure Meinung zu einem Thema schreibt. Eure Texte und Illustrationen sind immer herzlich willkommen! Also schreibt uns an, wir freuen uns auf euch:

semesterspiegel@googlemail.com



**Titelthema der nächsten SSP-Ausgabe: Studentenwerk Münster unter der Lupe.**  
**Wir freuen uns auf Eure Einsendungen! Redaktionsschluss: 5. Mai.**



Redaktion (v.l.n.r.): Ramona Weber, Christian Strippel, Malte Schönefeld, Astrid Gieselmann, Olivia Fuhrich, Frank Gronenberg, Andreas Brockmann (V.i.S.d.P.)



Layout: Anne Breitenbach

Geschäftsführung: Philipp Fister  
ssp.ceo@uni-muenster.de

Redaktion und Anzeigenverwaltung:  
Schlossplatz 1,  
48149 Münster  
semesterspiegel@googlemail.com

## Impressum

HerausgeberInnengremium:  
Ali Bas,  
Jochen Hespig,  
Astrid Saueremann,  
Sebastian Lanwer,  
Steffen Neumann  
ssp.hgg@uni-muenster.de

Druck: AStA-Druck  
Auflage: 2.800 Stk.

Redaktionsschluss SSP 381: 5. Mai 2009

Honorar:  
0,01 Euro für 4 Zeichen  
8 Euro für ein Foto  
15 Euro für eine Illustration  
10 Euro für ein Rätsel

## „Kneipenphilosophie“ als lustvolle Form populärer Philosophie

Von Dr. Christa Runtenberg (Christa Runtenberg wurde 1963 in Münster geboren, promovierte 1999 im Fach Philosophie und ist seit dem Sommersemester 2005 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Philosophischen Seminar der Universität Münster.)

Philosophieren kann man nicht nur in der Schule, Volkshochschule oder Universität, sondern auch in „populären Formen“ in Cafés, in Kleingärten oder Weinstuben. Populäres Philosophieren geht davon aus, dass Inhalte, Methoden und Zwecke der Philosophie ganz spezifisch einzulösen sind.

Dazu müssen die Inhalte aus persönlicher und gesellschaftlicher Sicht allgemein interessierend sein, die Methode muss verständlich und nachvollziehbar sein und das Projekt sollte dem Zweck praktischer Reflexion oder Orientierung dienen. Solch populäres Philosophieren kann einen breiten Personenkreis ansprechen und zum elementaren, lustvollen Philosophieren motivieren.

Eine Form solchen Philosophierens ist die „Kneipenphilosophie“. Bei der Kneipenphilosophie werden allgemein-verständliche Vorträge in Weinstuben oder Kneipen organisiert, und alle Gäste, die an diesem Abend da sind, können philosophieren in entspannter Atmosphäre, bei einem guten Glas Wein oder einem kühlen Bier.

Hintergrund des Abends bildet stets eine ernstzunehmende philosophische Auseinandersetzung mit bewegenden gesellschaftlichen Ereignissen oder mit zentralen Fragen menschlicher Existenz. So wird zum Beispiel beim plötzlichen Auftreten vieler kleiner elektronischer, pflegebedürftiger Haustiere über den moralischen Status von Tamagochis und den angemessenen Umgang mit ihnen nachgedacht. Oder wenn eine Kino-Liebesgeschichte 11 Oscars erhält und Millionen von ZuschauerInnen nicht nur den Unter-

gang der Titanic, sondern auch den Untergang einer romantischen Liebe mit verfolgen, ist das ein Anlass, über den Charakter der grenzüberschreitenden Liebe und das eigentliche Geheimnis der versunkenen Titanic philosophisch zu reflektieren. Und der Erfolg von Guildo Horn beim Grand Prix d'Eurovision de la Chanson veranlasst zu der Frage: Ist Guildo Horn ein medienwirksamer Scharlatan oder ein postmoderner Künstler?

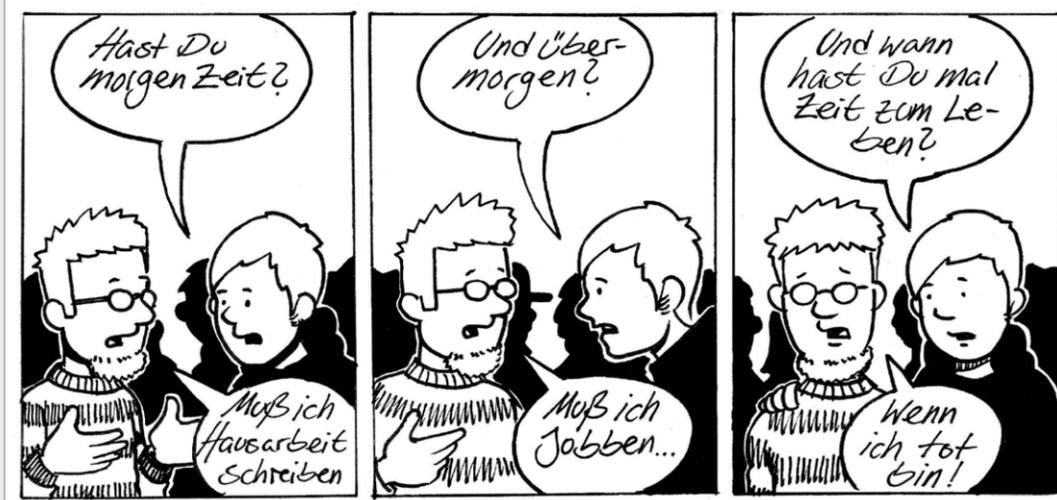


Aber nicht nur aktuelle gesellschaftlicher Phänomene, sondern auch menschliche Grenzerfahrungen stehen im Mittelpunkt der philosophischen Reflexion, wie zum Beispiel die Frage nach menschlicher Unsterblichkeit. Diese uralte Frage der Menschen wird zumeist von dem Wunsch begleitet, diese auch zu erlangen. Diese Sehnsucht nach dem ewigen Leben verlangt nach einer philosophischen Betrachtung, bei der Pippi Langstrumpf, Sir Nicholas de Mimsy Porpington oder auch Campino von den Toten Hösen keine ganz unerhebliche Rolle spielen können.

Im Rahmen der Kneipenphilosophie finden gesellschaftlich wichtige und wissenschaftlich bedeutsame Fachdiskussionen den Weg aus Seminarräumen und Hörsälen heraus. Hier ist das Philosophieren eine ganz und gar nicht trockene Angelegenheit. Die Lust zum Philosophieren wird durch heitere geistige Anstrengung geweckt. Diese Form des Philosophierens stellt für Vortragende wie Hörende und Mitdenkende eine ebenso kluge wie lustvolle Form populären Philosophierens dar.

gang der Titanic, sondern auch den Untergang einer romantischen Liebe mit verfolgen, ist das ein Anlass, über den Charakter der grenzüberschreitenden Liebe und das eigentliche Geheimnis der versunkenen Titanic philosophisch zu reflektieren. Und der Erfolg von Guildo Horn beim Grand Prix d'Eurovision de la Chanson veranlasst zu der Frage: Ist Guildo Horn ein medienwirksamer Scharlatan oder ein postmoderner Künstler?

### April-Cartoon von Ansgar Loretz



## Fünf Fragen an... Thomas Möller

Am 2. Februar 2009 wurde das Campus Office auf Initiative der Gewerkschaftlichen Hochschulgruppe (GHG) und in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) und dem Allgemeinen Studierendenausschuss (AStA) offiziell eröffnet. Thomas Möller wird in Zukunft als Berater für das Campus Office ein Mal wöchentlich allen Studierenden zur Verfügung stehen. Doch was verbirgt sich hinter dem Campus Office? Fünf Fragen an Thomas Möller, um euch das Campus Office näher zu bringen. | Das Interview führte Ramona Weber

**SSP: Lieber Thomas, du wirst in Zukunft die Angelegenheiten des Campus Office als Berater übernehmen. Kannst du unseren LeserInnen kurz erläutern, welche Aufgaben diese Beratungseinrichtung übernimmt?**

Das Beratungsangebot des Campus Office deckt alle Bereiche der studentischen Arbeitswelt ab. Diese Bereiche umfassen sowohl die klassischen studentischen Nebenjobs wie Kellnern oder das Arbeiten in Call-Centern. Aber auch studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte können sich im Campus Office zu arbeitsrechtlichen Fragestellungen beraten lassen. Ebenso wie übrigens Studierende, die ein Praktikum machen und beispielsweise wissen wollen, was sie bei ihren Arbeitsverträgen beachten müssen oder was ein gutes Arbeitszeugnis ausmacht.

**SSP: Die BeraterInnenstelle für das Campus Office wurde ja vom DGB ausgeschrieben. Muss man Gewerkschaftsmitglied sein oder kann jedeR Studierende einer Münsteraner Hochschule das Campus Office nutzen, um sich in arbeitsrechtlichen Fragen beraten zu lassen? Und wie weit geht die Hilfe, die das Campus Office den Studierenden anbieten kann, wenn es um Probleme am Arbeitsplatz geht?**

Man muss nicht Gewerkschaftsmitglied sein, um die Beratung durch das Campus Office wahrnehmen zu können. Das Angebot richtet sich ausdrücklich an alle Studierenden. Das Campus Office soll dabei erster Ansprechpartner in allen allgemeinen Fragestellungen rund um das Thema Arbeit sein. Grundsätzlich können dabei Fragen wie beispielsweise zu Kündigungsfristen oder angemessenen Stundenlöhnen sofort beantwortet werden. Aber auch im Konfliktfall kann das Campus Office weitere Hilfe vermitteln und entsprechende Kontakte herstellen. Natürlich werden

dabei alle Informationen vertraulich behandelt.

**SSP: Das Campus Office gab es bereits vor ein paar Jahren, es wurde allerdings aus mehreren Gründen wie niedrigem Bekanntheitsgrad unter den Studierenden sowie mangelndem Beratungsbedarf wieder geschlossen. Wie meinst du, kann man dem entgegenwirken? Und warum macht es jetzt gerade Sinn, das Campus Office als Beratungseinrichtung wieder zu etablieren?**

Es ist vor allem wichtig, in der Anfangszeit das Campus Office den Studierenden näher zu bringen und bekannter zu machen. Geplant sind hierfür vor allem öffentliche Veranstaltungen, die den Studierenden arbeitsrechtliche Fragestellungen und in diesem Zusammenhang auch die Zusammenarbeit mit Gewerkschaften näher bringen sollen. Ein zentraler Punkt, warum es gerade jetzt wieder Sinn macht, das Campus Office als Beratungseinrichtung zu etablieren, ist mit Sicherheit die Gründung der GHG, die sich 2006 zusammengefunden hat und die sich im letzten Jahr stark dafür eingesetzt hat, dass eine arbeitsrechtliche Beratung für Studierende wieder angeboten wird. Zum ersten Mal wird also das Campus Office von einer studentischen Gruppe unterstützt, die auch als Multiplikator gegenüber der Öffentlichkeit dient. Weiterhin sind sicherlich auch politisch aktuelle Themen wie Fragen zur Qualität von Arbeit oder die Debatten um den Mindestlohn, sowie die im letzten Jahr so viel zitierte Generation Praktikum ein Grund, warum eine Beratungseinrichtung wie das Campus Office wieder an Bedeutung gewinnt.



**SSP: Da vor allem du in Zukunft das Campus Office repräsentieren wirst und direkter Ansprechpartner für die Studierenden sein wirst, wäre es natürlich schön zu erfahren, warum du persönlich die Einrichtung eines Campus Office für notwendig hältst?**

Persönlich bin ich der Meinung, dass dieser Teil von Gewerkschaftsarbeit unter Studierenden

recht unbekannt ist. Aktuelle Zahlen machen aber deutlich, dass eine solche Einrichtung immer wichtiger wird. Laut Sozialerhebung des Studentenwerkes gehen zirka 60% aller Studierenden einer Arbeit neben dem Studium nach. Das Studium wird teuer, der zeitliche Druck während des Studiums höher. Schon allein deshalb müssen viele Studierende in möglichst kurzer Zeit immer mehr Geld verdienen. Unzureichende Arbeitsbedingungen werden deshalb in vielen Fällen von Studierenden einfach hingenommen und arbeitsrechtliche Fragestellungen bleiben aus Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes oftmals auf der Strecke. Schon allein aus diesen Gründen halte ich es für notwendig, dass die Studierenden über ihre Rechte und Möglichkeiten am Arbeitsplatz aufgeklärt werden können und eine Beratung durch das Campus Office angeboten wird.

**SSP: Und zum Schluss natürlich noch eine organisatorische Frage: Wann und wo genau kann man dich finden, wenn man sich in arbeitsrechtlichen Fragen beraten lassen möchte?**

Die Beratung findet jeden Mittwoch von 17.30 bis 18.30 Uhr im AStA-Häuschen am Schlossplatz 1 statt. Auch in den Semesterferien, denn es ist ja allgemein bekannt, dass Studierende während dieser Zeit auch arbeiten müssen, um Geld zu verdienen.

## Visite in der Vergangenheit

Verwandtenbesuch in Russland:  
Münsteraner Student erlebt Wolgograd wie ein Einheimischer | von Daria Berezhnitskaya

Münster. „Eine Reise nach Russland ist wie eine Reise in die Vergangenheit“, sagt Mirko Lehmann. Der 28-jährige Bauingenieurstudent besuchte jetzt zum ersten Mal seine Schwiegereltern im südrussischen Wolgograd (ehemals Stalingrad). Für den Münsteraner eine wichtige Lebenserfahrung, die sein westliches Wertesystem auf den Kopf stellt.

**Wie überlebt man in Russland, wenn man Münsters Lebensstandard gewöhnt ist?**

Lehmann: Es ist eine große Umstellung. Man fühlt sich wie ein Aquarienfisch, der plötzlich in freie Gewässer gelassen wird. Einkaufen, Geld umtauschen, tanken, Auto fahren – sind anders als in Deutschland.

**Trotzdem hast du dich in ein russisches Auto gesetzt...**

Lehmann: Man kann kein Land aus dem Fenster eines klimatisierten Touristenbusses kennen lernen. Deswegen setzte ich mich in ein altes russisches Auto, fuhr auf den selben schlechten Straßen, wie die 150 Millionen Russen, kaufte in den normalen Läden ein, übernachtete in einer kleinen russischen Wohnung, habe die Wäsche mit der Hand gewaschen.

**Gab es Erfahrungen, die bedrohlich waren?**

Lehmann: Ja, selbst wenn sie von den Einheimischen nicht als solche angesehen werden. Erstens, die Umweltverschmutzung. Die gefährlichsten Schadstoffe – Öl, Verdüner, Säuren werden von Betrieben und einfachen Bürgern nicht gesondert entsorgt, sondern einfach in die Wolga oder in die Schluchten gekippt. Zweitens, die Kriminalität. Unangemeldete Waffen tragen bei sich viele, insbesondere Geschäftsleute. Mit dem Einbruch der Dunkelheit sollte man nicht unterwegs sein. Drittens, das Kriegserbe. Die Stadt ist noch von Kriegsresten übersät. Hin und wieder finden sich scharfe Bomben in Baugruben. Viertens, das provokante Fahrverhalten: Verkehrsschilder fehlen, die Aggressivität der Fahrer und die Nicht-Bachtung der Verkehrsregeln nimmt man in Kauf wie die allgegenwärtigen Schlaglöcher. Und: der Alkohol ist in Russland ein großes Problem. Er wird bagatellisiert, sogar als Volkssport angesehen. Jung und alt beginnt schon um acht Uhr morgens das Fröhschoppen.

**Was hat dich positiv beeindruckt?**

Lehmann: Der Schiffsbahnhof an der Wolga, großzügige Fischmärkte, Kirchen mit Goldkuppeln, das immer sonnige Wetter. Positiv ist,



Links: Lerne Russland von unten kennen: Mirko Lehmann mit seiner Frau Daria Berezhnitskaya und Sohn Nikolai. Rechts: Lenin in Krasnoarmejskij Stadtteil; „Panikacha“



wie man mit dem architektonischen Erbe der Sowjetzeit umgeht. In Wolgograd wurde kein einziges Denkmal aus der Stalinzeit abgerissen. Die pompösen Bauten gehören wie jede Vergangenheit zum Leben dazu. Angler machen es sich gemütlich auf der protzigen Schleuse des Wolga-Don-Kanals. Ein Besuch der Mutter-Heimat-Figur auf dem weltberühmten Mamai-Hügel ist eine Pflicht für alle frisch Vermählten.

**Ist das Leben auf dem Land einfacher?**

Lehmann: Hier lebt man nicht wie vor 40, sondern wie vor 100 Jahren, ich meine es positiv. Einfache Holzhütten, Wasserbrunnen, Naturalwirtschaft, keine Computer. Die Kinder genießen es aber, den ganzen Tag auf der Straße oder im Wald zu spielen, die Eltern bei sich zu haben. Man fühlt sich immer einbezogen und das Zwischenmenschliche bleibt erhalten. Es ist erforderlich, sich in manchen Situationen anders zu helfen, als man es in Deutschland tun würde. Wenn z.B. die Geldkarte nicht funktioniert oder man in der Steppe mit dem Auto liegen bleibt.

**Würdest du einen Pauschalurlaub in Russland machen?**

Lehmann: Es lohnt sich, die vier Tausend Kilometer auf eigene Faust zu fahren. Russland ist ein härteres, aber auch ein vielseitigeres Pflaster, als es vom Fernsehbildschirm vermittelt wird. Die mittelgroßen Provinzstädte wie Wolgograd machen Russland aus. Dieser südrussische Industrieknotenpunkt leidet wie viele andere vom Zentrum entfernte Gebiete unter der schlechten staatlichen Umverteilung und dem Zerfall der alten sozialen Strukturen. Die Stadt lebt aber von ihrer Geschichte und ihren Menschen.

## Wohnungssuche in Münster – Eine (fast) wahre Geschichte

von Rilana Gravel

Zugegeben, zu Beginn hatte ich es ziemlich leicht: Ein Anruf und ich hatte mir quasi im Vorbeigehen eine Wohnung zur Zwischenmiete direkt in Münsters Innenstadt klar gemacht. Vitamin B eben... Die Wohnung war recht neu, groooooß, hell – und vor allem teuer. Mache nichts, ich wusste ja von vornherein, dass ich innerhalb eines halben Jahres eine neue, günstigere Bleibe haben würde. Und das wäre dann meine erste, eigene Wohnung... ein Traum!

Ich fange also rechtzeitig an, jeden Mittwoch die Wohnungsanzeigen diverser Zeitungen zu durchforsten und entwickle dabei nach und nach ungeahnte Fähigkeiten, wie „aufdringliche Vermieter katastrophaler Wohnungen abwimmeln“ und „auf Anrufbeantworter sprechen“ – zumindest erfordern dies die wenigen Fälle, in denen nicht sofort ein Besetztton erklingt.

Aber meine perfekte Wohnung lässt auf sich warten. Na ja, vielleicht habe ich einfach ein paar Startschwierigkeiten. Es kann doch nicht so schwer sein, eine freie, zentral gelegene, gepflegte und noch dazu günstige Wohnung in Münster zu finden...

Gefühlte 30.000 Stunden und unzählige Anrufe später weiß ich, dass ich mich getäuscht habe. Obwohl ich im Moment dieser Erkenntnis resigniert das Telefon aus der Hand lege, ertönt in meinem Kopf immer noch ein „Tut, tut, tut, tut...“ und verfolgt mich bis in meine Träume, die davon handeln, dass es unmöglich ist, eine freie, zentral gelegene, gepflegte und noch dazu günstige Wohnung in Münster zu finden.

Aber es nützt ja nichts: Ich brauche trotz allem immer noch eine neue Bleibe. So vergehen lange Wochen, in denen ich förmlich pausenlos am Telefon hänge – ich kann die Melodie des Pieptons schon mitsingen – und endlich meldet sich wahrhaftig nicht nur das mittlerweile vertraute Tuten, sondern eine menschliche Stimme!

Diese gehört zu einem Makler und preist die betreffende Wohnung an, als ginge es um Leben und Tod. Oder vielleicht um den Verkauf einer Frühstücksbox auf einer Tupperparty. Na ja, langer Rede, kurzer Sinn: Tadaaa, meine erste Wohnungsbesichtigung!

Ich bin euphorisch. Die Wohnung nehme ich, ganz bestimmt! Solange das nicht ein dreckiges Kellerloch mit 5 m<sup>2</sup>-Zimmern, schimmelndem Bad und abrisssbereiter Küche ist, bin ich dabei! Keine halbe Stunde später stehe ich in einem dreckigen Kellerloch mit 5 m<sup>2</sup>-Zimmern, schimmelndem Bad und abrisssbereiter Küche. Wenn ich jetzt sage, das sei eher suboptimal, zählt das sicher als Euphemismus.

Weitere Wohnungsbesichtigungen folgen direkt über dem Schwarzen Schaf – danke, aber ich habe meine eigene Musikanlage – und in Mecklenbeck – nein, Busfahren zählt NICHT zu meinen Hobbies. Mittlerweile bin ich nicht nur am Rande des Wahnsinns, sondern mittendrin. Wenn ich Menschen glücklich und vergnügt in ihre Wohnungen gehen sehe, könnte ich schwören, über den meisten schweben Gedankenblasen und da steht drin: „Meine Wohnung, mein Heiligtum, niemand wird dich mir nehmen können, nieeemand!“ Nein, so geht das nicht weiter. Langsam sehe ich meine psychische Gesundheit gefährdet.

Ich gebe auf und finde mich damit ab, jeden Tag pendeln zu müssen. Wenig später überlege ich ernsthaft, mein Studium abzubrechen, für immer und ewig im Haus meiner Eltern zu leben und schließlich dort zu sterben, bitter bereuend, dass ich nie in die große, weite Welt gezogen bin.



Malerei an der Wand des Café Malik in der Frauenstraße. Foto:ab

Und da – Trommelwirbel bitte – kommt tatsächlich der rettende Anruf: „Guten Tag, du hattest dich auf meine Wohnungsanzeige gemeldet und um Rückruf gebeten?“

So komme ich dann also doch noch zu meiner ersten, eigenen Wohnung. Mein Schlafzimmer wirkt wie eine bombastische Liegewiese, nachdem ich mein Ein-Meter-Bett in gefühlten 80 Zentimetern Breite untergebracht habe. Echt gemütlich! Auch die Küche ist ein Traum – wenn ich Backofen oder Herd anschalte, kann ich sie als Sauna nutzen. In der Dusche spare ich richtig viel Wasser, denn eine Temperatur von 10 Grad Celsius halte ich nie länger als fünf Minuten aus. Super, so wird der in einem fröhlichen Rhythmus tropfende Wasserhahn ausgeglichen. Aber das Tollste sind die Fenster: Ich brauche sie zum Lüften nicht einmal zu öffnen! Außerdem werde ich durch sie tagein tagaus mit latenten Verkehrsgeräuschen berieselt. Klingt fast wie Meeresrauschen.

Und wenn mich doch einmal irgendetwas stören sollte, macht das auch nichts: Die Ausdünstungen des Schimmels in meinem Zimmer benebeln nämlich so nett und hüllen mich ein wie flauschige rosa Wölkchen.

Ja, ich bin glücklich: Meine erste, eigene Wohnung... ein Traum!

# Die Zukunft: Freie Software in der Uni

L - I - N - U - X, was ist denn das? Ach, es hat mit Computern zu tun. Was denn, es geht auch um Partizipation und Mitbestimmung, um Offenheit und Chancengleichheit? Interessant, aber es ist doch wohl eher etwas für sozialromantische Freaks und Informatikstudis. Oder doch nicht? | von Jochen Hespig

Freie Software, im Englischen üblicherweise open-source-software genannt, wird heute von den meisten Menschen genutzt und trotzdem noch immer argwöhnisch beäugt. Es ist ja auch so ungewohnt, dass jemand etwas anbietet, ohne dafür eine Gegenleistung einzufordern. Kann das denn gut sein? Die berühmtesten Beispiele für etablierte Freie-Software-Projekte sind Mozilla mit dem Internet-Browser Firefox und dem Mail-Client Thunderbird<sup>[2]</sup>, OpenOffice.org mit der gleichnamigen Büro-Software<sup>[3]</sup> und natürlich Linux. Dazu kommen noch viele andere, die alle eines gemeinsam haben: Die Entwickler stellen ihre Produkte kostenlos und quelloffen der Allgemeinheit zur Verfügung.

## Freie Software: Eine Idee wird 25

Ziemlich genau ein Vierteljahrhundert ist es jetzt her, daß Richard Stallman anfing, die Entwicklung einer Alternative zum damals vorherrschenden und kommerziell vertriebenen Unix zu initiieren. Die daraus entstandenen Teile wurden GNU (GNU is Not Unix) genannt und unter der GPL (GNU General Public License) veröffentlicht, die sicherstellt, dass es jedem Anwender erlaubt ist, sie zu benutzen, zu studieren, bei Bedarf zu verändern und weiterzugeben, mit der einzigen Auflage, dass dabei immer der Quellcode mitgegeben werden muss und bei jeder Transaktion und für alle daraus entstehenden Produkte wieder die GPL gilt. Diese Idee war bahnbrechend und schnell fanden sich begeisterte Mitstreiter, die zusammen die FSF (Free Software Foundation)<sup>[4]</sup> gründeten, die auch heute noch über die GPL

wacht. Ziel der Bemühungen war es, die Benutzung von Computern zu ermöglichen ohne die Einschränkungen, wie sie Software-Anbieter üblicherweise vorsehen. Doch dazu fehlte noch der Betriebssystemkern.

## Linus schreibt Linux

Der finnische Student Linus Torvalds begann 1991 auf seinem PC einen Betriebssystemkern zu programmieren, den er im Internet unter der GPL veröffentlichte und der später Linux genannt wurde. Über das noch junge Internet bildete sich eine internationale Gemeinschaft, die Linux vorantrieb und mit den bereits vorhandenen GNU-Komponenten verband – ein vollständiges Betriebssystem entstand. Es bot Funktionen, die man bis dahin nur von Unix-betriebenen Großrechnern kannte, wie bspw. Multitasking oder Mehrbenutzerfähigkeit. Auf PCs lief damals vor allem DOS mit draufgepacktem Windows der amerikanischen Firma Microsoft, die bald erkannte, dass Konkurrenz drohte, und deshalb Schmähkampagnen gegen Linux startete. Erst die neueren Windows-Versionen aus der NT-Reihe, der auch Windows XP entstammt, bieten einen ähnlichen Funktionsumfang.

Linux wurde derweil für viele verschiedene Computersysteme angepasst, es läuft inzwischen auf Mobiltelefonen und Digitalkameras oder in Netzwerkgeräten wie DSL-Routern, aber auch auf riesigen Großrechnern mit tausenden Prozessoren. Ein Großteil der im Internet verfügbaren Inhalte wird auf Servern mit Linux und anderer freier Software bereitgehalten.

## Linux kriegt Fenster

Wer ein richtiger Crack ist, bedient seinen Computer auch heute noch über die sog. Kommandozeile, also mithilfe von kryptischen Befehlen, die zeilenweise eingetippt werden. Alle anderen nehmen die Maus zu Hilfe und benutzen grafische Darstellungen, die es erheblich erleichtern, die eigenen Daten zu organisieren. Für Linux stehen seit Ende der 90er Jahre gleich mehrere Fenstermanager<sup>[5]</sup> zur Verfügung, die bekanntesten sind KDE und GNOME. Die zugrundeliegenden Konzepte ähneln einander, sind aber doch verschieden, so bietet KDE eine Vielzahl von Einstellmöglichkeiten, während GNOME vor allem einfache Benutzbarkeit ermöglicht. Manche Programme sind für KDE, andere wiederum für GNOME entwickelt, doch dank moderner Paketverwaltungen, die die Software-Installation übernehmen, laufen sie auch auf dem jeweils anderen System.

## Die Qual der Wahl: Welche Distribution soll's sein?

Um freie Software auf dem PC einzusetzen, verwendet man zumeist ein komplettes Paket, das den Linux-Kern, einen Fenstermanager, Internet-Browser und E-Mail-Client sowie Programme für Systemverwaltung, typische Büroarbeiten, Bildbearbeitung und Multimedia enthält. Solche Komplettpakete, Linux-Distributionen genannt, gibt es von kommerziellen Anbietern wie Novell oder Red Hat, die zusätzliche Programme sowie Handbücher und Support anbieten, wie auch von Projekt-Gemeinschaften, allen voran Debian. Alle Linux-Distributionen sind grundsätzlich kosten-

frei zugänglich, d. h. man kann die Distribution auf CD zum Selbstkostenpreis kaufen oder aus dem Internet runterladen.<sup>[6]</sup> Seit einigen Jahren ist das von Canonical herausgegebene Ubuntu eine der beliebtesten Linux-Distributionen, was vor allem daran liegt, dass man sie sehr einfach ausprobieren und anwenden kann. Außerdem bietet die deutsche Ubuntu-Gemeinschaft eine sehr gute Homepage<sup>[7]</sup> mit Anleitungen, Hinweisen und Forum, mit deren Hilfe auch Anfänger sehr schnell kompetente Nutzer werden. Andere Linux-Distributionen bieten meist einen ähnlichen Funktionsumfang, unterscheiden sich aber auch in vielen Details, so dass jeder die für ihn passende Distribution finden kann.<sup>[8]</sup>

## Ubuntu ausprobieren und nutzen

Einen Blick auf Ubuntu zu werfen, ist ganz einfach: Man muss lediglich eine sog. Image-Datei von der Ubuntu-Homepage<sup>[9]</sup> runterladen und auf eine CD brennen und dann den Computer von dieser CD starten. Ubuntu gibt es in mehreren Ausführungen, also bspw. auch mit dem Fenstermanager KDE als Kubuntu, und Versionen, wobei die Zahlen hinter dem Namen das Erscheinungsdatum benennen.

Wer gleich die neuste Version ausprobieren möchte, benutzt am besten Ubuntu 8.10 oder das in Kürze erscheinende Ubuntu 9.04, ich präferiere und nutze jedoch Ubuntu 8.04 LTS, das im April letzten Jahres erschienen ist.<sup>[10]</sup> Die LTS-Versionen, die alle zwei Jahre erscheinen, bieten drei Jahre lang Support in Form von Updates, die das System fehlerfrei und sicher halten, und nach zwei Jahren die Möglichkeit zum automatischen Upgrade auf die nächste LTS-Version. Für einen Computer mit weniger als vier Gigabyte Haupt-

speicher entscheidet man sich am Besten für die Standard-32-Bit-Version. Die heruntergeladene Datei ubuntu-8.04.2-desktop-i386.iso muss nur noch auf eine CD gebrannt werden<sup>[11]</sup> und diese im CD-Laufwerk verbleiben, dann den Computer neu starten, eine Sprachauswahl treffen und mit „Ubuntu ausprobieren“ eine sog. Live-Session starten.<sup>[12]</sup> Dabei wird der Computer nicht verändert, das bestehende Betriebssystem und alle vorhandenen Daten bleiben auf der Festplatte erhalten, und man kann testen, wie gut Ubuntu auf dem Computer läuft und ob alle Geräte, wie bspw. Grafikanzeige, Maus, Drucker, Audioausgabe und Netzwerk, funktionieren. Außerdem kann man die standardmäßig mitgelieferten Programme ausprobieren. Weil der Computer alle Daten von der vergleichsweise langsamen CD laden muss, ist eine Live-Session nie so schnell

inklusive der meistgenutzten Anwendungsprogramme installiert ist. Nach einem Neustart lädt Ubuntu – eine Internetverbindung vorausgesetzt – alle verfügbaren Updates automatisch auf den Computer.

ACHTUNG: Vor der Installation unbedingt alle wichtigen Daten sichern!



## Warum Ubuntu installieren, wenn doch schon Windows auf dem Computer ist?

Eine Linux-Distribution stellt eine technisch ebenbürtige Alternative zu Windows dar. Wer mit Windows gut klarkommt und sich nicht umgewöhnen möchte, der sollte bei Windows bleiben. Wer aber mit der Überlegung spielt, von XP auf Vista umzusteigen oder einen Mac zu kaufen, sollte einen Seitenblick riskieren. Für alle, die sich ohnehin leidvoll mit Windows abmühen, gilt das ganz besonders. Grundsätzlich bieten alle Systeme die Möglichkeit, die alltäglich anfallenden Aufgaben zu erledigen, oftmals sogar mit den gleichen Programmen. Insbes. Freie-Software-Programme werden gleich für mehrere Systeme angepasst, so dass sie unter Windows genauso funktionieren wie unter Linux und Mac OS X. Es macht von der Bedienung her keinen Unterschied, ob man mit einem Windows- oder Linux-PC im Internet surft, Texte schreibt oder seine Musiksammlung anhört.

Ein Linux-PC bietet aber einige Vorteile im Vergleich zu Windows. So ist die Gefahr eines Befalls mit Schädlingen sehr viel geringer, was einerseits mit der geringeren Verbreitung von Linux und andererseits mit der besseren Architektur des Systems zusammenhängt. Linux verschlingt außer-



wie ein auf Festplatte installiertes System. Nach dem Beenden der Live-Session und dem Auswerfen der CD startet der Computer wie gewohnt.

Richtig ausprobieren und nutzen kann man Ubuntu aber erst, wenn es auf der Festplatte installiert wurde. Ubuntu bringt dafür ein sehr einfaches, grafisch gestaltetes Installationsprogramm mit, das man in der Live-Session starten kann. Schritt für Schritt führt es durch die Installation. Eine knappe Stunde braucht es, bis das System

[1] Dieser Text wurde auf einem Apple Macbook unter Ubuntu 8.04 LTS mit OpenOffice.org 2.4.1 verfaßt.

[2] Mozillas Firefox und Thunderbird runterladen: [www.mozilla-europe.org/de/products](http://www.mozilla-europe.org/de/products)

[3] OpenOffice.org runterladen: [www.de.openoffice.org](http://www.de.openoffice.org) NeoOffice (Mac-Variante) runterladen:

[www.neooffice.org](http://www.neooffice.org)

[4] [www.fsf.org](http://www.fsf.org)

[5] Auch GUI (Graphical User Interface) oder grafische Nutzeroberfläche genannt

[6] Übersicht über einige Linux-Distributionen: [www.de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_von\\_Linux-Distributionen](http://www.de.wikipedia.org/wiki/Liste_von_Linux-Distributionen) Übersicht, News und Ranglisten:

[www.distrowatch.com](http://www.distrowatch.com)

[7] [www.ubuntuusers.de](http://www.ubuntuusers.de)

[8] Vergleichstest über Fedora 10, OpenSuse 10.1 und Ubuntu 8.10 in Pflicht und Kür, c't 4/2009, S. 110 ff.

[9] [www.ubuntu.com](http://www.ubuntu.com)

[10] Zu den Neuerungen in Version 8.10 siehe Evolution statt Revolution, c't 24/2008, S. 96 ff

[11] Nahezu jedes Brennprogramm kann ein ISO-Image brennen, in Nero heißt die Funktion „CD-Image brennen“. Ein einfaches und kostenloses Programm zum Brennen von ISO-Images ist ImgBurn, [www.imgburn.com](http://www.imgburn.com)

[12] Sollte der Computer von der Festplatte statt der eingelegten Ubuntu-CD starten, muß die Boot-Reihenfolge im BIOS geändert werden.

[13] Dual-Boot-Konfiguration: Windows und Linux liegen auf verschiedenen Partitionen und das zu startende Betriebssystem wird mithilfe eines Boot-Managers ausgewählt.

[14] Eines der Betriebssysteme wird innerhalb einer sog. virtuellen Maschine installiert und steht dort innerhalb des anderen Systems zur Verfügung. Eine kostenfreie Virtualisierungssoftware

für Linux, Windows und Mac OS X ist Virtual-Box von der Firma Sun, [www.virtualbox.de](http://www.virtualbox.de)

[15] Bekanntestes Beispiel ist das Programm Word von der Firma Microsoft, das mit jeder neuen Version Änderungen im Dateiformat mitbringt und somit ein stetes kostenpflichtiges Aktualisieren auf die nächste Version erzwingt, wenn man seine Daten noch mit anderen Nutzern

Fortsetzung: „Die Zukunft: Freie Software in der Uni“ von Jochen Hesping

dem weniger Systemressourcen, so läuft Ubuntu schon auf Pentium III-Computern mit 256 MB Hauptspeicher ausreichend schnell. Besonders attraktiv ist die schier unüberschaubare Menge an Programmen, die man nutzen kann, es ist für jeden Zweck etwas dabei. Diese Programme sind i. d. R. ebenfalls kostenfrei und sie lassen sich ganz leicht installieren: Der Menüpunkt „Anwendungen - hinzufügen/entfernen“ öffnet ein neues Fenster, dort das gewünschte Programm suchen und auswählen, anschließend auf „Änderungen anwenden“ klicken, nochmals bestätigen, ggf. Passwort eingeben und schon lädt Ubuntu das Programm herunter und installiert es automatisch. Deinstallieren ist natürlich genauso einfach. Wer Windows-Programme weiternutzen möchte, kann Windows und Linux nebeneinander<sup>[13]</sup> oder parallel<sup>[14]</sup> betreiben, aber das würde diesen Rahmen sprengen und wird Inhalt eines weiteren Artikels werden.

### Freie Software ist mehr als nur praktisch und billig

Hinter der Entwicklung und den Konzepten freier Software steckt eine Philosophie: Zugang und Austausch von Informationen soll allen jederzeit und uneingeschränkt möglich sein. Abgeleitet wurde dieser Grundsatz aus der wissenschaftlichen Arbeit, in der idealerweise neue Erkenntnisse in einer Art weltweiten wissenschaftlichen Gemeinschaft erzeugt werden, durch Austausch von Erfahrungen und gegenseitiges voneinander Lernen. Da die elektronische Datenverarbeitung mit Computern gerade in der Wissenschaft einen immer höheren Stellenwert einnimmt und gleichzeitig der Austausch digitaler Daten immer bedeutsamer wird, liegt es nahe, diesen Grundsatz in der Computertechnik zu verankern und damit die Schwelle für die Teilnahme am wissenschaftlichen Arbeiten herabzusetzen.

austauschen möchte.

[16] Wobei gerade Afrika bei der Verteilung dadurch benachteiligt ist, dass kaum breitbandige Internetzugänge zur Verfügung stehen.

[17] Es gibt selbstverständlich Ausnahmen, aber flächendeckend sind nur Windows-PCs verfügbar.

[18] Computer-Investitions-Programm, siehe inforum Sonderausgabe – Zwanzig Jahre CIP, [www.uni-muenster.de/ZIV/inforum/jubilaum-2004/a04.html](http://www.uni-muenster.de/ZIV/inforum/jubilaum-2004/a04.html)

Wer ein kommerziell vertriebenes Software-Produkt kauft, akzeptiert damit üblicherweise zahlreiche Einschränkungen: Es ist nicht möglich, das Programm eingehend zu studieren, Fehler zu finden und Mängel zu beseitigen, weil der Hersteller dies verbietet und weil er den lesbaren Programmtext, Quellcode genannt, nicht mitliefert. Die Weitergabe ist i. d. R. ebenso untersagt. Manche Hersteller wollen sogar darüber bestimmen, was mit den Ergebnissen der Arbeit mit ihren Produkten zu geschehen hat.

Und viele dieser Programme benutzen Formate für das Speichern der Daten, die andere Programme nicht oder nicht fehlerfrei öffnen können.<sup>[15]</sup>

Mit freier Software gibt es diese Einschränkungen nicht, der Nutzer bleibt Herr über seinen Computer und die Ergebnisse seiner Arbeit. Freie Software hält sich an offene Standards, die für jedermann einsehbar sind, so dass jeder Hersteller sie berücksichtigen kann. Zu Inkompatibilitäten mit anderen Programmen oder Programmversionen kommt es deshalb weit seltener oder gar nicht. Und freie Software wird uneingeschränkt verteilt, sie steht Studierenden ebenso offen wie Lehrenden, gemeinnützigen Organisationen ebenso wie Firmen, Entwicklungsländern ebenso wie reichen Nationen.<sup>[16]</sup>

### Die Uni: Fest in Monopolistenhand

Es ist sicherlich nicht übertrieben, zu behaupten, daß die Uni Münster sich bei der Anschaffung ihrer Computersysteme stark einseitig bedient. Neben den wenigen Mac- und Linux-Arbeitsplätzen und einigen Servern der Firmen IBM und Sun, auf denen Unix-Derivate laufen, gibt es ausschließlich Windows-PCs, auf denen üblicherweise weitere Programme von Microsoft, Adobe und anderen kommerziellen Anbietern installiert sind. Bei der Browserwahl sieht man oft den Internet-Explorer, obwohl die Alternativen technisch fortschrittlicher, komfortabler und sicherer sind. Selbst dort, wo zumeist nur Standardfunktionen benötigt und bereitgestellt werden, nämlich in den CIP-Pools, herrscht gähnende Windows-Langeweile und nicht selten Frust, weil etwas nicht wie gewünscht funktioniert. Studierende werden einzig



mit kostenpflichtiger, nicht offener Software konfrontiert und an dieser ausgebildet, freie Alternativen und einen emanzipierten Umgang mit ihren elektronischen Werkzeugen lernen sie nicht kennen.<sup>[17]</sup> Nicht viel besser sieht es in der Studierendenschaft aus, die sich weitgehend der Nutzung, der Entwicklung, den Idealen und den Chancen freier Software verschließt. Doch gerade Fachschaftler müssen jetzt auf der Hut sein: Die CIP-Gelder<sup>[18]</sup>, die bis Anfang der 2000er an die Hochschulen flossen, sind aufgebraucht und mancherorts wird die Forderung laut, Computeranschaffungen aus Studiengebühren zu finanzieren. Damit sind natürlich nicht nur die Geräte gemeint, sondern auch die Programme, die darauf laufen sollen. Statt – wie versprochen – in Lehre und bessere Studienbedingungen, soll das Geld in die bekannten Unternehmen fließen.

Die Gremien und Organe der Studierendenschaft könnten hier mit großen Schritten vorangehen und zeigen, dass die Zeit für den Wechsel auf freie Software gekommen ist – wenn sie nur wollten. Andere Einrichtungen machen es vor, so werden bspw. zunehmend öffentliche Verwaltungen und Schulen auf freie Software umgestellt. Die Umstellung des AStAs auf freie Software hätte sicherlich eine weitreichende Signalwirkung in andere Gremien der Universität; die Fachschaften könnten, koordiniert über die Fachschaftenkonferenz und mit Unterstützung des AStAs, folgen. Was es braucht, ist das Signal, dass ein solches Projekt gelingen kann und dass die Umstellung auf freie Software von den Studierenden gewollt wird.

#### Literaturempfehlungen:

- ▶ **The cathedral and the bazar**, deutsche Übersetzung siehe <http://gnuwin.epfl.ch/articles/de/Kathedrale>
- ▶ **Open Source Jahrbuch**, siehe [www.opensourcejahrbuch.de](http://www.opensourcejahrbuch.de)
- ▶ **Linux ist nicht Windows**, siehe [www.felix-schwarz.name/files/opensource/articles/Linux\\_ist\\_nicht\\_Windows](http://www.felix-schwarz.name/files/opensource/articles/Linux_ist_nicht_Windows)

## Ukrainertalente auf Glatteis

von Daria Berezhnitskaya

Sie sind jung, talentiert und fahren verdammt gut Schlittschuh. Natürlich ist es nicht alles, was die Mitglieder des Vereines ukrainischer Studierenden (USV) in Münster ausmacht – hauptsächlich studieren oder promovieren sie in den schwierigsten Fächern von Ökonomie über Jura bis zur Physik. Aber das Treffen jeden Dienstagabend in der münsterschen Eishalle gibt ihnen das Wichtigste – ein Heimatgefühl. Viele tausend Kilometer von ihrem Geburtsort entfernt können sie hier ihrem Volkssport nachgehen.

Die Idee der Schlittschuhtreffs gehört dem Vorsitzenden des USV Sergej Kachurovskiy, der in seiner Heimat Ukraine schon professionell Eishockey gespielt hat. „Ich habe es einem Freund vorgeschlagen, die anderen holten sofort ihre Schlittschuhe aus den Schränken und kamen mit!“, - freut sich Sergej über die Resonanz. Obwohl viele der Mitglieder des USV davor nie auf Schlittschuhen standen, fanden alle die Idee gut. Seitdem wird ihrer wintersportlichen Fantasie auf münsterschem Eis freien Lauf gegeben. Denn Ukrainer wie Russen sind bekanntlich sehr gut im Eiskunstlauf.

Dabei ist die Hauptbeschäftigung dieser jungen Leute aus dem Land der orangenen Revolution nicht das künstlerische Gleiten auf der Eisfläche, sondern eine anstrengende Arbeit an der Münsteraner Universität. Sei es im Vorlesungssaal, in der Bibliothek oder am Lehrstuhl, als Student, Doktorand oder junger Professor. Die Mitglieder des USV studieren eine breite Palette von Fächern: Deutsch, Physik, Jura, Kommunikationswissenschaften, Wirtschaft und viele andere. Gemeinsam für alle diese Jungen und Mädchen sind überdurchschnittliche Leistungen in ihrem Fach – man kann mit Sicherheit sagen, dass sie in ihrem Fach unter den besten sind – und Russisch als Kommunikationssprache.

Der USV in Münster, der schon vier Jahre als Treffpunkt existiert und seit einem Jahr eine

offizielle, also registrierte Anlaufstelle für russischsprachige Studierende ist, hat auch Kontakt zu der größten deutschen Organisation der ukrainischen Studenten in München. Aber im Gegensatz zu ihr beschränken sich die ukrainischen Wahlmünsteraner nicht auf seine Landsleute, sondern heißen bei sich alle Interessierten willkommen.

„Zuerst war unsere Organisation in erster Linie für die Studierenden aus der Ukraine gedacht. Mittlerweile fühlen sich bei uns Leute aus der ganzen ehemaligen Sowjetunion – Kasachstan, baltischen Republiken, Moldavien, Weißrussland etc. zu Hause“, berichtet Vorsitzender des USV Sergej Kachurovskiy, der auch andere ausländische und deutsche Studenten zum Treffen auf der Eisfläche einlädt.

Sergej ist gebürtiger Ukrainer. Wie die anderen Studenten aus der Ex-UdSSR beherrscht er Russisch genauso gut wie seine Muttersprache. Zu den Zielen des Vereins zählt er in erster Linie, seinen Landsleuten und allen russisch sprechenden Akademikern zu helfen, in Deutschland den Faden aus der Hand nicht zu verlieren und solche Schwierigkeiten wie mangelnde Betreuung, sprachliche Komplikationen oder Jobsuche gemeinsam zu bekämpfen. Als Student der Geoinformatik weiß Sergej aus eigener Erfahrung, wie kompliziert es ist als Ausländer an der deutschen Uni zu recht zu kommen. Denn hiesige Hochschulen fordern von den Studenten viel mehr Selbständigkeit und Organisationstalent als die in seiner Heimat.

Laut Schätzungen der Organisatoren des münsterschen Vereines der ukrainischen Studierenden wissen zur Zeit mindestens 300 Studenten in Münster von der Existenz des USV. Sie werden durch Emails, Aushänge und Mundpropaganda über das aktuelle Programm informiert und nehmen regelmäßig an den Veranstaltungen des Vereines teil.



Sergej Kachurovskiy mit anderen USV-Mitgliedern in der Eishalle

Die Mitgliedschaft im Verein der ukrainischen Studierenden ist kostenlos aber nicht umsonst. Jede Menge Spaß haben die jungen russischsprachigen Akademiker gemeinsam. „Wir feiern zusammen Geburtstage, spielen Volleyball, gehen aus, gucken russisches Fernsehen, verreisen zusammen“, - erzählt einer der Mitglieder der USV Alexander Dzaypko. Der in der westukrainischen Stadt Khust geborene junge Wissenschaftler promoviert in Münster in Physik und ist über die Entstehung des USV sehr froh. So fühle er sich auch in Münster wie zu Hause und so sei sein Heimweh geringer.

Die Anhänger des USV treffen sich nicht nur in der Eishalle. Das internationale Zentrum „Die Brücke“ an der Wilmergasse ist mittlerweile auch eine wichtige Adresse für den Verein. Hier begegnen sich die jungen Leute regelmäßig zum Kaffee trinken und zum klönen. Durch den Kontakt zu den Landsleuten läuft das Studium erfahrungsgemäß auch besser. Was nach dem Studium geschieht, wissen die meisten USV-Mitglieder nicht genau. „Das Ende ist offen“, sagt Sergej Kachurovskiy über seine Zukunftspläne. Klar bleibt aber, dass solche Spezialisten sowohl in Münster als auch in ihrer Heimat wie in jedem anderen Land herzlich willkommen sind.

Weitere Informationen zum USV sind im internationalen Zentrum „Die Brücke“ erhältlich unter: 0251-2489149.

# Gemeinsam lernen in eigener Regie

zum Beispiel in demokratischen Schulen und Studiengruppen | von Sonja Kästner

In der Novemberausgabe 2007 des Semesterspiegels kündigten wir zum ersten Mal offiziell die Gründung unserer Studiengruppe „selbstbestimmt lernen“ am Institut für Erziehungswissenschaft der WWU an. Wir waren es leid, in unserem Studium vordiktirt zu bekommen, mit welchen Themen wir uns wann zu beschäftigen haben, Ewigkeiten langweiligen DozentInnen oder einem oberflächlichen Referat nach dem anderen zuzuhören. Außerdem wurden und werden Inhalte, die uns interessieren, kaum im Studienangebot berücksichtigt. Desweiteren waren und sind wir als Studierende im pädagogischen Bereich mit dem bestehenden deutschen Schulsystem alles andere als zufrieden. So suchten wir uns eine Dozentin, unter deren Betreuung wir uns in angenehmer Atmosphäre eigenständig mit den Gegenständen, die für uns Relevanz haben, beschäftigen können, und dies auch für unser Studium angerechnet bekommen<sup>1</sup>. In der Zwischenzeit hat sich viel getan. Zu unserer Freude etabliert sich der Gedanke des selbstständigen Studierens mittlerweile wieder mehr an unserem Fachbereich. So gab es im letzten Semester bereits drei Studiengruppen.

Auch auf der inhaltlichen Ebene ist das Motto der Studiengruppe „selbstbestimmt lernen“ Programm. Den Schwerpunkt bildet die Auseinandersetzung mit Demokratischen Schulen. Dort werden Schülerinnen und Schüler nicht lediglich als Teilnehmer sondern Teilhaber an Schule gedacht. Sie sollen ihre Schule ebenbürtig mitgestalten können. Kinder werden nicht über Demokratie belehrt, sondern erfahren und praktizieren sie in ihrem Zusammenleben in der



"Die Zukunft liegt in deinen Händen" steht über dem Eingang des Seminar ha Kibbutzim in Tel Aviv.

Schule direkt. Über schulische Belange entscheiden möglichst alle Beteiligten unabhängig von Alter, Status, Herkunft und Geschlecht gleichberechtigt nach dem Prinzip ein Mensch = eine Stimme. Geliebte Basisdemokratie.

Demokratische Schulen bieten Raum für pluralistische Lernformen. Das Konzept sieht vor, dass in ihnen Schülerinnen und Schüler aus eigener Motivation heraus lernen können, was ihnen wichtig ist. Ihnen wird ermöglicht selbst zu entscheiden wann, wie und mit wem sie sich mit ihren Themen beschäftigen. Ein verbindlicher Lehrplan für alle existiert nicht. Ebenso wenig gibt es Personal, das ungefragt belehrt und prüft. Die Rolle der Erwachsenen liegt darin Kindern und Jugendlichen unterstützend zur Seite zu stehen.

Nachdem wir im ersten Semester Grundlagen-texte lasen, uns ausprobierten und eine Filmvorführung organisierten, beschlossen wir für das nächste Semester einen Lektürekurs durchzuführen. Viele von uns steuerten Texte dazu bei, so dass ein dicker Reader entstand mit Beiträgen, die von radikaler Schulkritik über philosophische



Die Exkursionsgruppe aus Deutschland – im Hintergrund liegt der See Genezareth.



Gespräch mit einem Lehrer und einer Lehrerin zweier Sudbury Schulen. Im Hintergrund liegt der See Genezareth.

und soziologische Hintergrundtexte zu Möglichkeiten kooperativer Schulentwicklung reichten. Da sich zum neuen Semester viel zu viele Studierende über HIS LSF angemeldet hatten und ein größerer Teil sich lieber praktisch mit Alternativschulen auseinandersetzen wollten, teilten wir uns in zwei Studiengruppen auf. Mit unserer kleineren Gruppe nahmen wir im August 2008 an der europäischen Konferenz zu Demokratischer Bildung (EUDEC<sup>2</sup>) in Leipzig teil. Vor Ort knüpften wir Kontakte mit einer Gruppe Hallenser Studierenden, die eine Exkursion nach Israel planten,



Wie entspannend! Alltag in Israel.



An "Tu biSchevat", dem jüdischen Neujahrsfest der Bäume, lauschen einige Schülerinnen und Schüler der Demokratischen Schule "Kehila" in Tel Aviv im Park einer Geschichte

da dort die Etablierung Demokratischer Schulen schon weiter fortgeschritten ist als in Deutschland.

Zurück in Münster riefen wir für das Wintersemester 08/09 eine Veranstaltungsreihe ins Leben, die ausnahmslos gut besucht war. Nach einer Filmvorführung über die Demokratische Schule in Hadera (Israel)<sup>3</sup> in der Linse (cinema), besuchten uns der Lehrer Henrik Ebenbeck mit drei Schülerinnen der Freien Schule Leipzig. Danach berichteten uns Edmée Suasso und Studierende des Edith Stein Teachers

College in Hengelo (Niederlande) über ihr demokratisches Lehramtsstudium. Im Januar schlossen wir die Reihe mit einem Vortrag von dem Philosophen Bertrand Stern, einem radikalen Schulkritiker.

Zeitgleich trafen drei von uns eifrig Vorbereitungen für die Exkursion. Unser Antrag auf Reisekostenunterstützung, den wir an unserem Institut gestellt hatten, wurde erfreulicherweise bewilligt<sup>4</sup>. Anfang Februar 2009 konnten wir schließlich unseren Plan realisieren und sind zusammen mit den Hallensern für zwei Wochen nach Israel geflogen. Über unsere Erfahrungen könnt ihr in dem Blog unter <http://israel2009.wordpress.com/> lesen. Außerdem haben wir einen längeren Artikel geschrieben, der in der Graswurzelrevolution<sup>5</sup> Anfang April erscheinen wird.

Momentan organisieren wir den Gegenbesuch der Israelis, die am Institute for Democratic Education (IDE<sup>6</sup>) studieren. Dieser wird von Ende März bis Mitte April stattfinden. Mehr dazu könnt ihr dann wieder auf unserem oben genannten Blog erfahren.

Das nächste Semester nutzen einige aus unserer Studiengruppe dazu, um praktische Erfahrungen an den wenigen Schulen zu sammeln, die hier in Deutschland eine demokratische Richtung eingeschlagen haben. Denise fährt z.B. für drei Monate nach Freiburg, um dort die Demokratischen Schule „Kapriole“<sup>7</sup> kennen zu lernen. Sonja wird ab April ein halbes Jahr an der Freien Schule in Leipzig<sup>8</sup> verbringen.



Auf dem Weg nach Tefen. Die israelischen Verkehrsschilder sind dreisprachig.

Einen Einblick in unsere Erlebnisse könnt ihr hier erhalten:

[www.solidarisch-selbstbestimmt.de.vu](http://www.solidarisch-selbstbestimmt.de.vu)

- 1 Falls ihr auch studiert bzw. plant, dies zu tun, können wir euch diesen Weg, das Studium möglichst erträglich zu gestalten, nur empfehlen. Studiengruppen zu gründen ist nicht mehr sehr bekannt, aber an vielen Unis besteht die Chance noch. Eigeninitiative ist hier gefragt.
- 2 <http://www.eudec2008.org/de/> [Stand: 02.03.2009]
- 3 <http://www.pretty-cool-system.de> [Stand: 02.03.2009]
- 4 Falls ihr etwas Ähnliches plant, können wir euch sehr empfehlen einen Antrag auf Zuschüsse aus dem Exkursionsfonds des jeweiligen Instituts zu stellen. Fragt einfach in eurem Sekretariat nach und sucht euch einen Dozenten oder eine Dozentin, der bzw. die euch unterstützt.
- 5 <http://www.graswurzel.net> [Stand: 02.03.2009]
- 6 <http://www.democratic-edu.org> [Stand: 02.03.2009]
- 7 <http://www.kapriole-freiburg.de/> [Stand: 02.03.2009]
- 8 <http://www.freie-schule-leipzig.de/> [Stand: 02.03.2009]

# Mehr Demokratie an der Hochschule

von Dennis Bätge

Am 17. Dezember vergangenen Jahres entschied der Senat unserer Hochschule, die 2007 probe-weise eingeführte Erhebung von Studiengebühren in Höhe von 275 Euro fortzusetzen. Obwohl nur 4 der 23 Senatoren von Studenten gewählt werden, kann der Senat über eine für Studenten finanziell so grundlegende Frage abstimmen. Während draußen vor dem Schloss Hunderte von Studenten lauthals protestierten, traf der Senat eine Entscheidung, die keineswegs allein die Zukunft der Hochschule als Institution betrifft, sondern in gleichem Maße auch die Zukunft ihrer Studierenden. Mit der Erhebung oder Nichterhebung von Gebühren werden viele Hochschulkarrieren verhindert oder ermöglicht.

Daher ist es nicht verwunderlich, dass knapp 2000 Studierende zum Schloss marschiert sind. Der Protest richtete sich nicht allein gegen die Erhebung von Gebühren, sondern war zudem der Ausdruck fehlender demokratischer Repräsentation. Angenommen, es gäbe eine Gruppe von Bürgern, die aus einer willkürlichen Festlegung heraus nur 100 Sitze im Deutschen Bundestag besetzen dürfe. Würde in so einem Fall nicht jeder auf die Straße gehen, um sich Gehör zu verschaffen? Am besagten Tag standen nicht nur Studierende der Universität vor dem Schloss, sondern zugleich auch Bürger einer demokratischen Republik.

Die Motivation der Demonstranten wurde durch weitaus mehr als die Ebbe in ihren Brieftaschen gefördert. Viele der Teilnehmer versuchten ihren grundlegenden Überzeugungen Ausdruck zu verleihen und dazu zählt das Grundrecht auf unentgeltliche Bildung. Viele Studenten lehnen die forcierte Erzeugung eines Kundenverhältnisses zwischen den Studenten und der Uni vehement ab. Dem wird oft entgegen gehalten, dass die Gebühren dem politischen Willen der Studierenden entsprechen: Die Verteilkommissionen seien paritätisch besetzt und durch die Zahlung könnten die Kunden, d.h. Studenten, erstmas-

Forderungen stellen. Doch der Schein trügt. Tatsächlich entscheidet in letzter Instanz ein Gremium, das nicht einmal von einem mit Studenten besetzten Gremium gewählt wird: das Rektorat.

## Warum darf der Senat solche Entscheidungen treffen?

Die Repräsentation der Studierenden im Senat ist eine besondere Form der Repräsentation. Zwar wählen die Studierenden ihre Vertreter in den Senat, doch bleiben den über 37 000 Studierenden gerade einmal 4 von 23 Stimmen insgesamt. Die 600 Professoren, welche im Vergleich zu der Anzahl der Studierenden, in einer eindeutigen Minderheit sind, vereinen 12 Stimmen auf sich.

Warum ist das so? Im Hochschulgesetz unseres Landes §11 steht: „In Gremien mit Entscheidungsbefugnissen in Angelegenheiten, die die Lehre mit Ausnahme ihrer Bewertung (§ 7 Abs. 2) unmittelbar betreffen, verfügen die Vertreterinnen oder Vertreter der Gruppe nach Absatz 1 Satz 1 Nr. 1 (d.h. der Professorinnen und Professoren, d.V.) mindestens über die Hälfte der Stimmen, in Angelegenheiten, die die Forschung, Kunst und Berufung von Professorinnen und Professoren unmittelbar betreffen, über die Mehrheit der Stimmen (...)“.

## Warum eine solche Bevorzugung von Studierenden?

Steht das deutsche Hochschulsystem politisch mit beiden Beinen fest in aristokratischer Tradition? Ist dies der letzte überlebende Teil vergangener Fürstentherrschaft?

Viele Belange, auch finanzielle Fragen, können von Studierenden und Mitarbeitern ebenso fachmännisch diskutiert werden, wie von Professoren. Voraussetzung für eine anspruchsvolle Diskussion ist nicht die akademische Ausbil-

dung, sondern der kognitive Arbeitsaufwand verantwortungsbewusster Bürger.

Die einzigen zwei Argumente, die für die gegenwärtige Regelung sprechen, sind meines Erachtens, dass die Hochschullehrer a) in einem Dienstverhältnis stehen und deshalb arbeitsrechtlich bevorzugt werden müssen und b) die Hochschullehrer aufgrund ihrer Erfahrung kompetentere Entscheidungen treffen.

a) Dieses Argument sagt in keiner Weise etwas darüber aus, inwieweit die Professoren bevorzugt werden müssen. Ob Mehrheit im Senat oder Vetorecht, wird hier völlig offen gelassen. Das Verhältnis des Studierenden zu seiner Hochschule ist zwar kein Dienstverhältnis, aber es ist auch kein Verhältnis zwischen Kunde und Verkäufer. Der Student hat im Hochschulgesetz verankerte Rechte, die er durch seine gewählten Senatoren geltend machen kann. Doch diese Möglichkeit besitzt eine demokratisch unüberwindliche Hürde, kann er sein Rechte doch laut Hochschulgesetz niemals gegen die professorale Mehrheit durchsetzen. Daher bleibt ihm in gewissen Bereichen nur der Protest – wie die Demonstration im Dezember zeigt. Auf Landes- oder Bundesebene hätte man zumindest die Möglichkeit einer Volksinitiative.

b) Die Kompetenz der Hochschullehrer muss nicht notwendig besser als die der Studierenden oder der Mitarbeiter sein. In vielen Fällen sind Studenten sogar umfassender informiert und oft auch kompetenter in der Entscheidungsfindung als ihre Professoren. Viele Professoren verfügen nicht über die nötige Zeit, um sich über die genauen Details einer anstehenden Debatte Gedanken zu machen. Daher erscheint das Argument als vertuschte Legitimierung eines aristokratischen Systems.

An dieser Stelle kann noch folgender Einwand geltend gemacht werden: Eine Hochschule ist

eine Einrichtung, die Forschung betreibt, wissenschaftliche Lehre vermittelt und akademische Grade verleiht. Würden die Studenten die Mehrheit im Senat stellen, so wäre die Verleihung akademischer Grade Nichtakademikern anheim gestellt. Dies soll auf keinen Fall das angestrebte Ziel meines Beitrags sein! Akademische Grade können nach wie vor nur von dafür ausgebildeten Experten vergeben werden. Auch sind in Fragen der Forschung die Professoren unbestritten die kompetenteren Diskussionsteilnehmer. Es soll lediglich aufgezeigt werden, welche Macht dem Senat zukommt und dass bei einer solchen Machtfülle die proportional ausgewogene Repräsentation einer offensichtlichen Mehrheit wie der Studierenden in vielen Punkten unerlässlich ist, um allgemein anerkannte demokratische Kriterien zu erfüllen. Es ist wichtig, sich zu besinnen, wem die Hochschule gehört: den Bürger, also sowohl Professoren als auch Studierenden. Bei Entscheidungen um Studiengebühren, die das Wohlergehen der Studenten erheblich beeinflussen, zeigt sich das politische System der Hochschule als demokratisch defizitär.

Es ist an der Zeit, sich neben bildungsspezifischen auch über demokratische Reformen an den Hochschulen Gedanken zu machen. Denn die bisherigen politischen Bestrebungen zeichnen eine gegenläufige Tendenz: Der Hochschulrat wird laut Landessgesetz mindestens zur Hälfte aus hochschulexternen Personen gebildet. Gewählt wird der Rat durch Senatsvertreter und Landesvertreter. Studierende haben in diesem einflussreichen Gremium, welches das Rektorat ernennt und langfristige Ziele der Hochschule vorschlägt und den Wirtschaftsplan entwickelt, keine einzige Stimme, die erhört wird! Das klassische System von Exekutive, Legislative und Judikative wurde – so scheint es – mit der Einführung des Hochschulrats aufgegeben. Wie ein unantastbarer Monolith ragt der Hochschulrat aus dem bisherigen politischen Hochschulsystem heraus.

# Klage abgewiesen –

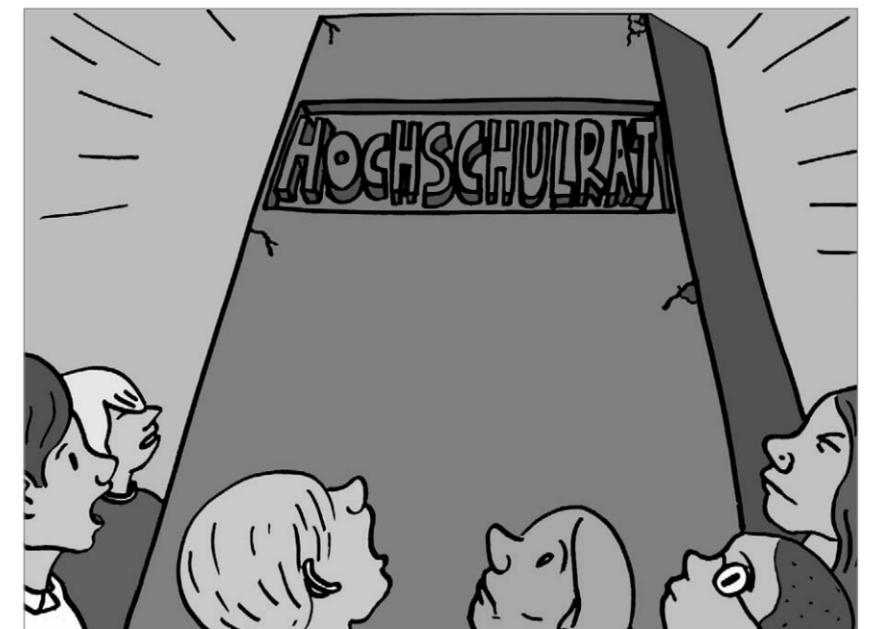
Studierenden wird das Recht zur Mitbestimmung verwehrt | von Sven Henrik Arnsberg, Finanzreferent des AStAs der Fachhochschule Münster | Illustration von Manuel Rodriguez

Vor dem Verwaltungsgericht Münster fand am Freitag, den 6. März die Verhandlung der Klage gegen die Verwendung eines Teiles der Studiengebühren zu Gunsten der FH-Stiftung „Qualität in Studium und Lehre“ statt. Sven Henrik Arnsberg (AStA FH Münster) hatte gegen die FH Münster geklagt, da ein Teil der Studiengebühren verwendet wurde um das Stiftungsvermögen zu bilden. Dieses darf nicht weiter verwendet werden und ist somit für die Studierenden verloren. Lediglich die Zinsen, die durch die Anlage der Gebühren entstehen werden genutzt um sogenannte Stipendien zu vergeben. 100 Studierende, ausgewählt nach Leistungs- und Schwerpunktkriterien, werden so pro Jahr für 3 Semester von den Studiengebühren befreit.

Im Laufe der Verhandlung kam es jedoch gar nicht zur Verhandlung des eigentlichen Klagegrundes. Nach der Entscheidung der Richter hat ein Studierender gar nicht das Recht, gegen die Art der Verwendung der Studiengebühren zu klagen. Dieses Einspruchsrecht liege nach Auffassung der Richter ausschließlich beim zuständigen Ministerium.

Damit ist eine sehr weitreichende Entscheidung getroffen worden: den Studierenden/uns wird von vornherein die Möglichkeit abgesprochen gegen die Verwendung der von ihnen/uns gezahlten Studiengebühren zu klagen. Auch wenn die Gebühren gesetzwidrig verwendet werden.

Damit sind die Verwendungsmöglichkeiten für Studiengebühren unendlich geworden, solange sich die Hochschule mit dem Ministerium versteht.



# Vertrauen mit den Füßen getreten

## Eindrücke von der Behinderten-Vollversammlung

Ein Mal im Jahr finden für Frauen, Lesben, Schwule, finanziell und kulturell benachteiligte sowie behinderte und chronisch kranke Studierende an der Uni Münster jeweils Vollversammlungen statt. Studierende, die sich einer oder mehrerer dieser Gruppen zugehörig fühlen, können an diesen Vollversammlungen teilnehmen. Die Vollversammlungen dienen dazu, dass sich diese oftmals diskriminierten, unterdrückten und/oder am Rande der Gesellschaft stehenden Studierendengruppen treffen und die Möglichkeit erhalten, sich innerhalb der Hochschulstrukturen zu artikulieren. Die teilnehmenden Studierenden wählen hierfür Referenten, die dann meist Arbeitsaufträge von der Vollversammlung erhalten. Die Amtszeit der Referenten beträgt in der Regel ein Jahr, in dieser Zeit stellen sie die Interessenvertretung der jeweiligen Studierendengruppe dar.

Durch die Teilnahme an einer Vollversammlung „outen“ sich auch immer Mitglieder der jeweiligen Studierendengruppe. Da es sich vor allem um diskriminierte bzw. unterdrückte Gruppen in unserer Gesellschaft handelt, spielt Vertrauen bei diesen Vollversammlungen eine große Rolle. Zum einen Vertrauen, dass die Personen, die an den Vollversammlungen teilnehmen, auch tatsächlich dieser Gruppe zugehörig sind, und diese Versammlungen insgesamt nicht instrumentalisiert werden. Zum anderen aber auch Vertrauen, dass weder die Namen, die Identitäten der Studierenden, noch deren Geschichten öffentlich bekannt werden. Eigentlich sollte das eine Selbstverständlichkeit sein. Leider habe ich es anders erleben müssen.

### *Meine persönliche Situation*

Da ich neben dem Studium arbeite und meinem Arbeitgeber nicht bekannt ist, dass ich an einer chronischen Krankheit leide, ist es mir ein wichtiges Anliegen, dass meine Krankheit vertraulich behandelt wird. Das ist der Grund, warum ich nicht möchte, dass mein Name in Verbindung mit diesem Artikel im Semesterspiegel steht. Denn leider sieht es in der Realität immer noch so aus, dass man aufgrund bestimmter Zugehörigkeiten, bestimmter Krankheiten, die die „Leistungsfähigkeit“ beeinflussen könnten, bestimmter Behinderungen oder aufgrund seines geringeren Habitus' in unserer Gesellschaft diskriminiert wird. Entsprechend muss ich befürchten, meinen Arbeitsplatz im Falle des Bekanntwerdens meiner Krankheit zu verlieren.

Aufgrund dieser unbefriedigenden Situation in unserer Gesellschaft halte ich die Existenz eben jener autonomen Referate für ausländische Studierende, Frauen, Lesben, Schwule, finanziell und kulturell benachteiligte sowie behinderte und chronisch kranke Studierende für besonders wichtig. Und um dieser Bedeutung Ausdruck zu verleihen, habe ich an den letzten Behinderten-Vollversammlungen als Mitglied dieser Gruppe teilgenommen. Allerdings wurde mein Vertrauen dabei von Mitgliedern hochschulpolitischer Listen und des AStA missbraucht. In welcher Art und Weise, davon möchte ich hier berichten.

### *Zum Ablauf der Behinderten-Vollversammlung*

Am 03. Dezember 2008 um 18 Uhr fand die Behinderten-Vollversammlung in der Katholischen Studierenden- und Hochschulgemeinde

(KSHG) statt. Da ich noch arbeiten musste, kam ich eine Stunde zu spät und stellte – nachdem ich mich in die Runde gesetzt hatte – innerhalb kürzester Zeit fest, dass fast mehr Mitglieder einer hochschulpolitischen Liste anwesend waren, als behinderte bzw. chronisch kranke Studierende. Allein diese Tatsache kann man schon in Frage stellen; allerdings möchte ich mir hier einen Kommentar ersparen.

Neben den Kassen- und Rechenschaftsberichten und der finanziellen und politischen Entlastung der bisherigen Behindertenreferenten, stand die Wahl von neuen Referenten auf der Tagesordnung. Da ich bereits das Jahr zuvor an der Behinderten-Vollversammlung teilgenommen hatte, äußerte ich unter dem Tagesordnungspunkt „Rechenschaftsbericht und politische Entlastung der Referenten“ mein Bedauern darüber, dass das Protokoll der Vollversammlung vom letzten Jahr nicht vorlag. Mir wurde versprochen, mir dieses Protokoll zukommen zu lassen. Die Vollversammlung lief mehr oder minder reibungslos, bis es zur Wahl der neuen Referenten des Behindertenreferats kommen sollte.

Die Anwesenden einigten sich darauf, dass in einem ersten Schritt die Anzahl der zu wählenden Referenten festgelegt werden sollte. Denn sehr schnell wurde deutlich, dass vier Personen für das Amt des Behindertenreferenten kandidieren wollten. Allerdings vertrat die Vollversammlung die Meinung, dass vier Referenten für eine Stelle zu viel seien. Zur Wahl standen nach einer kurzen Diskussion zwei Anträge, die die Aufteilung der Stelle auf zwei, bzw. drei Referenten vorsahen. Nachdem nach zwei Abstimmungen keine Abstimmungsmehrheit (Abstimmungsergebnisse in beiden Wahlgängen: 4:4:1) zustande kam,

meldete sich die amtierende AStA-Vorsitzende zu Wort, die behauptete, dass der Wahlordnung des Studierendenparlaments zufolge in einem solchen Fall gelost werden müsse. In der Wahlordnung für das Studierendenparlament konnte ich nach einem kurzen Exkurs im WorldWide-Web hierzu allerdings nichts finden. Ebenso wenig stand etwas in der Satzung bzw. der Geschäftsordnung des Studierendenparlaments, die die AStA-Vorsitzende als weitere mögliche Quellen dieses Verfahrens angab. Insgesamt habe ich diese Einmischung als überflüssig und absolut inkompetent empfunden; vor allem, weil mir bis heute noch nicht bekannt ist, in welchem Organ ein solches Verfahren ernsthaft als demokratisches Mittel für Abstimmungen angewandt wird. Letztlich einigte man sich auf eine erneute Abstimmung, bei der eine Mehrheit für die Aufteilung auf drei Behindertenreferenten gefunden wurde.

Vor der Wahl der Referenten wurde ich weiterhin von einem der designierten Behindertenreferenten gefragt, ob ich denn wirklich wählen wolle. Ich kann – ehrlich gesagt – nur ansatzweise nachvollziehen, warum mir diese Frage gestellt wurde. Vielleicht, weil man mir meine Krankheit physisch nicht ansieht?! Aber aus diesem Grund hätten auch andere Personen in der Runde der Vollversammlung gefragt werden müssen, ob sie ernsthaft an der Wahl teilnehmen möchten, denn einigen von ihnen war die Behinderung, Krankheit oder was auch immer auch nicht „anzusehen“. Vielleicht wurde mir diese Frage aber auch gestellt, weil auch in mir das Gefühl aufkam, dass es sich hierbei eher um eine Veranstaltung handelte, bei der parteipolitische Interessen eine größere Rolle spielten, als die Interessenvertretung von behinderten und/

oder chronisch kranken Studierenden. Für mich war dies im Nachhinein ein weiteres Indiz dafür, dass man bei der Behinderten-Vollversammlung kaum von einer vertrauensvollen Runde als vielmehr einem hochschulpolitischen Spielplatz mit einem – in diesem Fall – ungesunden Misstrauen sprechen kann. Ich blieb dem designierten und später wiedergewählten Behindertenreferenten die Antwort schuldig und nahm an der Wahl teil. Wie ich übrigens für mich selbst sagen kann, auch berechtigterweise.

Im Endeffekt wurden drei von vier Kandidaten zu Behindertenreferenten gewählt und nahmen die Wahl auch an. Nach zwei Stunden wurde die Behinderten-Vollversammlung für beendet erklärt.

### *Das Nachspiel*

Ein paar Tage später wurde mir dann tatsächlich das Protokoll der Behinderten-Vollversammlung aus dem Jahr 2007 zugeschickt. Mit Entsetzen musste ich feststellen, dass die damals anwesenden Personen in dem Protokoll, das für alle Studierenden öffentlich zugänglich ist, mit vollem Namen genannt wurden. Ich war umso mehr bestürzt, weil ich meinen Namen während der Behinderten-Vollversammlungen, an denen ich bisher teilgenommen hatte, noch nie in vollem Umfang genannt hatte. Entsprechend hätte dem Protokollanten – wenn überhaupt – nur mein Vorname bekannt sein dürfen. Ganz abgesehen von den bereits aufgeführten Gründen, die eine Anonymität gegenüber der Öffentlichkeit so notwendig machen.

Am 5. Dezember 2008 schrieb ich deshalb eine E-Mail an die AStA-Vorsitzende, das Behinder-

tenreferat und den Protokollanten dieser Sitzung, mit der Forderung, meinen Namen aus dem Protokoll zu streichen. Weiterhin gab ich die Gründe für die notwendige Anonymität der teilnehmenden Studierenden an der Behinderten-Vollversammlung, die für mich bisher eigentlich eine Selbstverständlichkeit dargestellt hatten, an, und bat die angeschriebenen Personen um eine Stellungnahme zu diesem Vorgehen. Alle Studierenden der Uni Münster – so regelt es die Satzung der Studierendenschaft – sind berechtigt, Anträge oder Anfragen an die Organe der Studierendenschaft zu richten. Dazu muss laut § 3, Abs. 1 der Satzung innerhalb von vier Wochen Stellung bezogen werden. Das Protokoll der Behinderten-Vollversammlung von 2008 wurde mir nach dieser Anfrage zugeschickt. Die Namen der teilnehmenden Personen wurden in diesem Protokoll nicht mehr genannt. Allerdings habe ich bis heute noch keine Antwort auf meine Anfrage von Seiten der angeschriebenen AStA-Mitglieder zu dieser Sache erhalten.

Mit diesem Artikel setze ich mich dem Risiko aus, dass mein Name und meine Situation bekannt werden, denn durch die Teilnahme an der Behinderten-Vollversammlung sowie aufgrund meiner schriftlichen Anfrage kennen einige Mitglieder des AStA meinen Namen. Ich möchte an dieser Stelle aber darum bitten, dass man zumindest hier und jetzt von Seiten des AStA das Anliegen einer chronisch kranken Person ernst nimmt und meinen Namen endlich vertraulich behandelt.

*Anm. d. Red.: Auf Wunsch des Autors/der Autorin bleibt sein/ihr Name ungenannt.*

# „Und wie finanzierst du so dein Studium?“

Antworten zur finanziellen Situation von Studierenden | von Felix Reckert |  
Illustration von Ansgar Lorenz

Das „Geld“-Thema spielt zwangsläufig bei jedem Studenten eine tragende Rolle – bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger. Aber dennoch steht jeder Student vor der gleichen Frage, wie seine Miete bezahlt wird und das Essen in den Kühlschrank kommt, wie die Handyrechnung beglichen und die notwendige Fachliteratur gekauft werden kann.

Was verdient denn eigentlich so ein Durchschnittsstudent? Wie viel Geld bekommt er denn so von seinen Eltern? Wer bekommt denn eigentlich alles BAföG und wie viel? Antworten auf diese und weitere Fragen gibt die Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, die ein genaues Bild der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Studierenden in Deutschland zeigt. Die aktuelle 18. Sozialerhebung stammt aus dem Jahr 2006. 17.000 Studierende nahmen an dieser Befragung teil. Die Studie informiert unter anderem zur Studienfinanzierung, zur Erwerbstätigkeit, zum BAföG, dem studentischen Zeitbudget, den Wohnformen sowie zum Beratungs- und Informationsbedarf von deutschen Studierenden. All diese Fragen beantwortet die Studie, die hier auszugsweise wiedergegeben werden soll.

## Monatliche Einnahmen

Studierende des Jahres 2006 verfügen über monatliche Einnahmen in durchschnittlicher Höhe von 770 Euro. Die Spannweite der monatlich zur Verfügung stehenden Einnahmen ist beträchtlich: Die Extrempunkte der Verteilung werden besetzt durch einerseits 3 % der Studierenden mit monatlichen Einnahmen bis 400 Euro und andererseits 4 % der Studierenden mit Einnahmen über 1.300 Euro. 27 % müssen mit weniger als 600 Euro auskommen. Die Einnahmen von 22 % der Studierenden liegen unter dem BAföG-Höchstsatz von 585 Euro. 33 % der Studierenden, die

jeder Dritte, hat monatliche Einnahmen unter der von den Familiengerichten zugrunde gelegten Unterhaltshöhe von 640 Euro.

## Das Elternhaus

Die meisten Studierenden werden nach wie vor von den Eltern finanziell unterstützt. Im Durchschnitt werden den unterstützten Studierenden monatlich 448 Euro von den Eltern zur Verfügung gestellt. Der Anteil der Studierenden, die ihren Lebensunterhalt allein durch finanzielle Mittel der Eltern bestreiten, liegt bei knapp 13 %. Bezogen auf diese Studierenden, beläuft sich die finanzielle Unterstützung der Eltern auf durchschnittlich 659 Euro pro Monat.

## Der Nebenjob

Nach der finanziellen Unterstützung durch das Elternhaus ist die Selbstfinanzierung durch ei-

genen Verdienst diejenige Finanzierungsquelle, welche die meisten Studierenden zur Bestreitung des Lebensunterhalts einsetzen. Knapp 5 % der Studierenden verfügen ausschließlich über eigenen Verdienst. Der monatliche Verdienst dieser Studierenden liegt bei durchschnittlich 867 Euro.

## BAföG

Rund ein Viertel aller Studierenden bezieht derzeit BAföG.

Ein wichtiges Ergebnis: 79 % der BAföG-geförderten Studierenden geben an, ohne diese Förderung nicht studieren zu können! Der Anteil der Studierenden, denen außer dem BAföG-Betrag keine weiteren Barmittel zur Verfügung stehen, liegt bei 2 %. Der Förderungsbetrag, der diesen Studierenden bewilligt wird, beläuft sich auf durch-



schnittlich 485 Euro pro Monat.

Allerdings werden diese Studierenden außerdem durch die Eltern unterstützt, indem diese die Begleichung eines Teils der Lebenshaltungskosten (z. B. Zahlung der Miete) direkt übernehmen. Werden diese Aufwendungen berücksichtigt, belaufen sich die monatlichen Einnahmen dieser Studierenden auf durchschnittlich 561 Euro.

## Zusammensetzung der finanziellen Mittel

Studierende, denen zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts Barmittel aus nur einer Finanzierungsquelle zur Verfügung stehen, sind eine Minderheit: Lediglich 21 % der Studierenden sind in dieser Situation. Im Durchschnitt verfügen die Studierenden über Barmittel aus zwei Finanzierungsquellen. Ein gutes Drittel bestreitet den Lebensunterhalt mit Einnahmen aus drei und mehr Quellen. Die Studienfinanzierung ist demnach hauptsächlich eine Mischfinanzierung.

Der Studie zufolge stellen 2006 die Eltern mit 52 % den weitaus größten Teil der Mittel, mit denen Studierende ihre Lebenshaltungskosten bestreiten. An zweiter Stelle steht die Selbstfinanzierung der Studierenden durch eigenen Verdienst. Immerhin 24 % der gesamten Einnahmen werden von den Studierenden durch Erwerbstätigkeit neben dem Studium erzielt. Die Förderung nach dem BAföG ist durchschnittlich mit 14 % an den Einnahmen der Studierenden beteiligt, während die übrigen Fi-



nanzierungsquellen zusammengefasst 10 % beisteuern.

Verglichen mit der Situation im Jahre 2003 ist festzustellen, dass sich die steigende Tendenz des Beitrags der Eltern zu den monatlichen Einnahmen fortgesetzt hat (von 51 % auf 52 %), ebenso des Beitrags der BAföG-Förderung (von 13 % auf 14 %), während der Anteil des eigenen Verdienstes, wie bereits von 2000 nach 2003, sich nochmals verringert hat (von 27 % auf 24 %)

## Monatliche Einnahmen nach sozialer Herkunft

Mit dem An- oder Abstieg der sozialen Herkunft scheint sich auch die Zusammensetzung der finanziellen Mittel drastisch zu ändern: Während Studierende mit gehobener bzw. hoher sozialer Herkunft im Durchschnitt 65 % ihres Gesamteinkommens im Monat den Eltern verdanken, beträgt das Verhältnis bei Studierenden mit niedriger sozialer Herkunft nur 29 %.

Bei den Studierenden mit gehobener bzw. hoher sozialer Herkunft macht lediglich 20 % des Gesamteinkommens der eigene Verdienst aus. Bei Studierende mit niedriger sozialer Herkunft hingegen macht ein Drittel des Gesamteinkommens der eigene Verdienst aus.

## Alter

Mit zunehmendem Alter der Studierenden steigt der Durchschnittsbetrag der monatlichen Einnahmen – ein Befund, der seit 1982 immer wieder bestätigt wird. 2006 erhöhen sich die

monatlichen Einnahmen von 681 Euro bei den jüngsten Studierenden (bis 21 Jahre) bis auf 977 Euro bei den ältesten Studierenden (30 Jahre und älter). Von Altersgruppe zu Altersgruppe ist jeweils eine deutliche Steigerung der monatlichen Einnahmen zu erkennen. Mit zunehmendem Alter der Studierenden steigen nicht nur die monatlichen Einnahmen, sondern es verändert sich auch der Beitrag der Eltern und des eigenen Verdienstes. So sinkt der Elternbeitrag von 64 % bei den jüngsten bis auf 21 % bei den ältesten Studierenden. Umgekehrt stellt sich die Rolle des eigenen Verdienstes dar: Während bei den jüngsten Studierenden der Selbstfinanzierungsanteil bei lediglich 10 % der monatlichen Einnahmen liegt, erhöht sich dieser Anteil mit dem Alter bis auf 53 %.

## Gesicherte Studienfinanzierung?

Nur rund 60 % der Studierenden gingen im Sommersemester 2006 davon aus, ihre Studienfinanzierung sei gesichert. 2003 waren es noch fünf Prozent mehr. Im Umkehrschluss heißt das, dass rund 40 % ihre Studienfinanzierung als tendenziell unsicher ansehen.

Das sind keine guten Grundlagen für ein erfolgreiches Studium.

Die Kurzfassung der Sozialerhebung steht zum Download im Internet bereit:

<http://www.studentenwerke.de/pdf/Kurzfassung18SE.pdf>

# Montagsfrage

„Welcher Studi-Job ist Ihnen in besonderer Erinnerung geblieben?“

► Prof. Dr. Fred Rist, Psychologie



Ich habe bei der Post an Weihnachten nachts in der Paketsortierung gearbeitet, in einem Sägewerk als Hilfsarbeiter Schalbretter geschichtet, als Lagerarbeiter bei der BayWa (Bayerische Warenvermittlung landwirtschaftlicher Genossenschaften AG) Hühnerfutter in Säcke abgefüllt und in einer „Käsefabrik“ am Band gearbeitet. Nach dem Vordiplom erhielt ich ein Stipendium der Studienstiftung und habe dann keine Tätigkeiten außerhalb der Universität mehr angenommen.

Die letzte Arbeitsstelle in der Käsefabrik ist mir durch die unerträgliche Eintönigkeit der Arbeit in Erinnerung geblieben: Ich habe Camemberthälften auf ein Förderband gelegt, das sie in eine Maschine transportiert hat, in der ein Stempel die Hälften vom Band runter in Alufolie gedrückt hat. Die Hälften durften nicht umkippen oder schräg drauf stehen, sonst gab es einen Brei aus Folie und Käse, ich musste die Maschine anhalten und reinigen. Kam leider regelmäßig vor, aber ich war bald schon froh um jede solche Unterbrechung.

Ich bin für die mit den Tätigkeiten verbundenen Erfahrungen heute noch dankbar. Ich bin dadurch mit Menschen zusammengekommen, deren Möglichkeiten der Selbstbestimmung in der Arbeits- und Lebensgestaltung im Vergleich zu den Ansprüchen und Erwartungen unserer Studierenden ganz ungemein eingeschränkt sind. In meiner Lehre im Fach Klinische Psy-

chologie und Psychotherapie merke ich immer wieder, wie wenig unsere NC-Studierenden sich solche Lebensbedingungen vorstellen können. Ich meine, dass wir alle Verantwortung für das gerechte Funktionieren unserer Gesellschaft haben und dass dazu gehört, dass unsere jetzigen und zukünftigen Akademiker über solche für viele Menschen geltenden Lebensumstände informiert sein müssen.

► PD Dr. Michael Baldzuhn, Germanistik

Im Garten- und Landschaftsbau habe ich tausende von Bäumen gesetzt, hunderte von Kubikmetern Erde bewegt und manchen Hektar Rasen gekürzt. So anstrengend das körperlich war, wurden die Hektoliter Schweiß doch allemal dadurch aufgewogen, dass ich schon bald Herr über einen eigenen LKW und eigene Maschinen war, mir morgens in der JVA meine eigenen „Freigänger“ (Häftlinge, die tagsüber außerhalb der Vollzugsanstalt einer Arbeit nachgehen) abholen und mit ihnen eigenverantwortlich im Münsterland von Baustelle zu Baustelle düsen durfte. Rechenschaft war ich dem Boss erst am Ende des Monats schuldig – und er sah stets, dass es gut war.

Aus demselben Grund erinnere ich mich auch noch recht gerne an meine Zeit im Berliner Tiefbau. Wasserrohre und Telefonkabel eigenhändig in den märkischen Sand verlegen. Das war ebenfalls kein Zuckerschlecken. Aber auch hier durfte ich schon bald wieder mit dem eigenen LKW losziehen und hatte wieder meine eigenen „Hilfskräfte“ – erneut „Freigänger“ aus einer JVA in Neukölln, mit entsprechend großstädtischerem „Delikthintergrund“ (So manches Mal habe ich Schmachtlappen schon gefürchtet, was auf's Maul zu bekommen.). „Seine Leute“ einerseits an die Arbeit zu bekommen, so dass sich das Ergebnis schließlich sehen lassen kann, andererseits trotzdem alle bei halbwegs guter Laune zu halten (sonst hätten die nämlich gleich gemeutert). Ich glaube, an diesem Motivationskunststücken habe ich zuerst an der frischen Luft, im

Garten- und Landschafts- und Tiefbau geübt. Vielleicht kommt davon noch heute den Hilfskräften und Tutoren etwas zugute, mit denen ich inzwischen zusammenarbeite. Dass hingegen Wasserrohre 1,80 Meter tief liegen und Telefonkabel 50 Zentimeter – das alles könnte ich eigentlich getrost vergessen. Aber wie Erinnerungen halt so sind: bisweilen kommen sie ganz ungefragt.

► Prof. Dr. Janbernd Oebbecke, Jura



Nach meinem zweiten Semester, im Sommer 1970, habe ich bei Maggi in Lüdinghausen gearbeitet. Es gab 3,69 DM in der Stunde. Ich saß mehrere Wochen an einer Maschine, an der von rechts gleichmäßig Suppenpäckchen an mir vorbeizogen. Ich musste jeweils zwei Päckchen zuerst vorne mit einem Aufkleber versehen und dann, nachdem sie sich in der Schiene vor mir umgedreht hatten, auch von hinten. Statt jeweils 0,49 DM kosteten sie laut Aufkleber zusammen 0,79 DM. Ich habe damals ausgerechnet, dass ich an dieser Maschine mehrere zehntausend Male den Handgriff „Aufkleber anbringen“ getan habe.

► Prof. Dr. Susanne Günthner, Germanistik

Einmal hab ich als Weihnachtsmann verkleidet in nem großen Kaufhaus Sachen verkauft und mich unheimlich geniert, wenn KommilitonInnen oder ProfessorInnen vorbeikamen und mich erkannt haben.

Dann sollte ich mal mit nem Freund zusammen einen Mercedes nach Syrien überführen... (in ner Karavane). Leider ist unser Auto bereits in Österreich schrott gegangen... so wurde nix aus dem Abenteuer.

Ansonsten hab ich meist Käse aufm Wochenmarkt verkauft (mein Onkel hatte einen Käsegroßhandel im Schwarzwald). Den Job hab ich geliebt! Hat viel Spaß gemacht; außerdem mag ich Käse!

► Maike Tietjens, Sportwissenschaft



Ich habe während meines Studiums hauptsächlich als Extrawache im Krankenhaus gejobbt. Bedingung war eine vierwöchige Fortbildung als Schwesternhelferin incl. Praktikum. Ich habe den Job geliebt, da ich sehr flexibel arbeiten konnte, während des Semesters weniger und in den Semesterferien mehr. Zudem war er sehr lukrativ – insbesondere die Nachtwachen. Aber abgesehen davon, fand ich es toll mit Menschen zusammenzuarbeiten, ihnen zu helfen.

Als Extrawache war ich i.d.R etwas entspannter als die Krankenschwestern. Der Job hat mich immer ein bisschen geerdet. Sowohl in die Richtung, dass es schlimmeres gibt als meine eigenen Probleme als auch dass man am Ende des Tages wirklich etwas vollbracht hatte und mit den Händen gearbeitet hat. Wenn ich könnte, würde ich es heute auch noch machen.

► Prof. Dr. Thomas Hoeren, Jura



Ich war Hilfsmaurer bei Thyssen im Stahlwerk. 10 Minuten mauern – eine Stunde frei, da der abgeschaltete Hochofen immer noch zu heiß war. Von 6 Uhr bis 15 Uhr – freie Getränke und frei Essen. Nach zwei Wochen war ich körperlich erledigt, aber glücklich, diese Tortur überstanden zu haben.

► Prof. Dr. Ralf Hetzel, Geologie

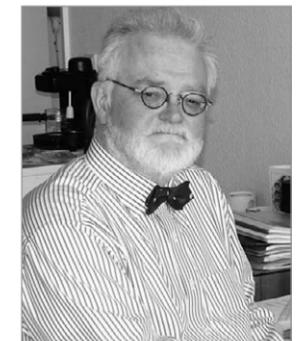
Von allen Studi-Jobs war für mich ein 5-wöchiger Aufenthalt im Nordwesten Kenias sicher der aufregendste und spannendste. Ein wissenschaftlicher Mitarbeiter am Mineralogischen Institut der Uni Karlsruhe suchte 1990 zur Probennahme 2 Hiwis und ein Freund überzeugte mich davon, dass wir uns melden sollten....

...In Nairobi angekommen ging es mit 2 Jeeps (aus Sicherheitsgründen) durch das Gregory Rift mit seinen aktiven Vulkanen und den von Flamingos rosa gesäumten Rift-Seen (Lake Nakuru, Lake Elementaita, Lake Bogoria) zum Turkana-See (ehemals Rudolf-See) in Nordwest-Kenia. Von einer Basis-Station in einem heruntergekommenen Hotel (im Dorf „Lodwar“) brachen wir jeweils für mehrere Tage auf, um von den verschiedenen vulkanischen Gesteinen in der Region Proben zu nehmen. Dabei übernachteten wir unter anderem in einer irischen Missionsstation, in einem Camp der

United Nations (an der Grenze zum Sudan, in dem damals noch Bürgerkrieg herrschte) und auf dem Gelände einer Polizeistation (da die Gegend wegen bewaffneter Viehdiebe unsicher war)...

Ich war von dem Land, den Menschen und der Geologie so beeindruckt, dass ich ein Jahr später meine Diplomarbeit in Kenia gemacht habe und die damit verbundenen Geländeaufenthalte haben wohl wesentlich dazu beigetragen, dass ich eine akademische-Karriere eingeschlagen habe...

► Prof. Dr. Dr. h.c. Reinhard Meyers, Politikwissenschaft



Ganz klar: meine Zeit bei der Eilzustellung des Hauptpostamtes Bonn 1 (über mehrere Jahre) ... – wir fuhren alte gelbe Posträder ohne Schaltung (war gesund), hatten als Studenten in der Kantine mittags Anrecht auf einen Extra-Nachschlag (immer hungrig), und waren nie so im Stress, dass zwischendurch nicht ein Kaffeeplättchen mit den Kollegen um die Ecke bei Tchibo drin gewesen wäre (Refa-Leute und Dienstpostenbewertung kamen erst später) – und wenn wir Sonntags die ersten zwei Touren weghatten, gab's ne Runde Pfennigkat (kostete meist den Sonntagszuschlag ...) und der Student ging für die Kollegen gegenüber ins Hähnchen und holte sechs Halbe Dortmunder Urtyp (lekker...!!!).

Das waren noch Zeiten!!! [Sorry wegen der Schleichwerbung – aber die gehört nun mal zur Erinnerung mit dazu.]

# Students @ work – Jobs der etwas anderen Art

## ► Katja: Versuchsperson

Einen Versuch wert – Geld verdienen als Versuchsperson | von Astrid Gieselmann

Ein dunkler Raum, sechs Quadratmeter vielleicht, die Vorhänge vor den Fenstern sind zugezogen. Katja Wendt sitzt vor einem Computer, starrt auf den Bildschirm, drückt hin und wieder auf einen Knopf. Sie trägt eine Kappe auf dem Kopf, die an eine Badehaube erinnert. Es muss ja nicht immer Kellnern sein, dachte sich Katja, als sie sich als Probandin freiwillig für ein EEG-Experiment des Universitätsklinikums Münster meldete. Die 24-Jährige studiert Psychologie und hat für ihr Studium bereits 30 Stunden als Versuchsperson hinter sich gebracht. Doch ein paar Extra-Stunden können nicht schaden – denn die werden bezahlt.

Dass das Gehirn elektrische Aktivität zeigt, erkannte der Psychiater Hans Berger schon 1924 und war mit der Entwicklung des EEG dem Traum vom Gedankenlesen ein Stück näher gekommen. „Heute ist das EEG eine der üblichen Untersuchungsmethoden in der Neurologie. Es ist ungefährlich und völlig schmerzlos.“ erklärt Katja. „Man kann damit Gehirnkrankheiten wie Tumore besser lokalisieren, Drogeneinwirkung genauer untersuchen und den Grad der Wachheit bestimmen.“ Die Methode, die es möglich macht, den „Pulsschlag des Geistes“ zu messen, wird unter anderem am Universitätsklinikum Münster eingesetzt.

Zunächst werden Katja von der Versuchsleiterin 21 Metallplättchen auf die Kopfhaut gesetzt, die mit einem leitfähigen Gel versehen sind. Während die Probandin Konzentrationsaufgaben bearbeitet, messen die Metallplättchen nun die Spannungsschwankungen an der Kopfoberfläche, die neuronale Aktivität, und stellen sie im EEG als Zickzacklinien dar.

„Probanden gesucht“ hatte Katja schon vor fünf Wochen am schwarzen Brett im psychologischen Institut in der Fliednerstraße gelesen, sich die Telefonnummer notiert und einen Termin vereinbart. Nicht nur zu EEG-Studien kann man sich hier anmelden, sondern auch zu Versuchen, bei denen Fragebögen angekreuzt werden müssen, oder auch zu Eyetracker-Experimenten, für die den Versuchspersonen ein Headset mit zwei kleinen Kameras zur Aufzeichnung der Augenbewegungen aufgesetzt wird. Zur Zeit läuft außerdem eine Medikamentenstudie am Universitätsklinikum.

Vier Stunden sind vergangen. Acht unterschiedlich lange Konzentrationsaufgaben hat Katja bearbeitet und „...viele Buchstaben in viel zu vielen Zeilen gezählt. Auch Experimente, die sich spannend anhören, können monoton sein“, stellt sie fest. „Aber die Arbeit ist nicht anstrengend und außerdem erweist man der Wissenschaft einen Dienst.“ Jetzt darf Katja sich noch die Haare waschen, die ganz klebrig sind vom Gel der Elektroden.

Für Psychologie-StudentInnen, die an der Forschung interessiert sind, ist es wichtig, Experimente auch einmal aus der Perspektive der Versuchsperson erleben zu können. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Studien nur für PsychologiestudentInnen ausgeschrieben sind. Beachtet werden muss jedoch, ob es wirklich Geld gibt für eine Teilnahme oder eben nur die sogenannten „Versuchspersonenstunden“, die angehende PsychologInnen für ihr Studium sammeln. „Wenn es Geld gibt, dann stimmt mit 8-10 Euro pro Stunde jedenfalls die Kohle“, findet Katja. Und einen Job, bei dem sogar das Haare waschen bezahlt wird, bekommt man schließlich nicht alle Tage.



## ► Stefan: Küster

Ich arbeite als Küster in Urlaubs- und Krankheitsvertretung in der Gemeinde, in der ich auch groß geworden bin. Zwar wohne ich selber nicht mehr in dem Teil der Stadt, jedoch hab ich durch die Arbeit noch Kontakt zu vielen Menschen, die ich schon seit Kindesbeinen an kenne.

Zugegeben, eine etwas ungewöhnliche Art, die Finanzlage im Studium zu verbessern, aber von Vorteil ist die relativ gute Bezahlung und dass man die Zeit während der Messen gut zum Lernen nutzen kann. Von Nachteil kann es allerdings sein, wenn man sich sonntags früh aus dem Bett quälen muss und zuvor mal wieder ausgiebig gefeiert hat.

## ► Anonym: Türsteherin

Stiernackig, komplett schwarz gekleidet und grimmigen Blickes das Partyvolk vor „seiner“ Tür musternd: So mag man sich, wenn man den landläufigen Klischees zu folgen bereit ist, den durchschnittlichen Türsteher vorstellen. Dass es aber noch einiges mehr über den Job zu wissen gibt, konnte unser Redakteur Frank Gronenberg im Interview mit einer „studentischen“ Türsteherin\* herausfinden.

SSP: Wie bist Du dazu gekommen, neben deinem Studium als Türsteherin zu arbeiten?

Ich bin bei der Suche nach einem Nebenjob, der sich mit dem Studium vereinbaren lässt, über eine Anzeige in der „na dann“ gestolpert, habe mir gedacht „Warum nicht?“ und einfach angerufen. Daraufhin bin ich zum Bewerbungsgespräch eingeladen worden und war gewissermaßen im Anschluss daran direkt eingestellt.

SSP: Das klingt ja ungewöhnlich reibungslos. Hast Du so viele Qualifikationen mitbringen können oder gibt es einfach kein spezifisches Anforderungsprofil für den Job?

Doch, das gibt es durchaus! Nur geht es eben nicht darum, wie so oft unterstellt wird, möglichst gut durchgreifen zu können, sondern vielmehr darum, freundlich, bestimmt und direkt mit Leuten umzugehen. Dazu braucht man selbstverständlich auch ein gewisses Maß an Menschenkenntnis und Einfühlungsvermögen. Natürlich sind Kampfsport- und Selbstverteidigungskenntnisse, wie zwölf Jahre Judo in meinem Fall, von Vorteil. In erster Linie aber wegen der Selbstsicherheit, die man selbst daraus schöpft.

\*Name der Redaktion bekannt

SSP: Gibt es Unterschiede zwischen den Tätigkeiten von Türsteherinnen und Türsteherern?

Ich habe selbst gestaunt: Es gibt durchaus eine Nachfrage nach Türsteherinnen! Zum einen läuft die Taschen- und Rucksackkontrolle reibungsloser, gerade auf größeren Veranstaltungen: Welche Frau lässt schon gerne ihre Handtasche von fremden Männern durchstöbern? Zum anderen bleiben Auseinandersetzungen in Gegenwart einer Türsteherin meistens verbal, während es bei rein männlichem Türpersonal schneller zu Handgreiflichkeiten kommt. Mittlerweile weiß ich auch, dass einige Veranstalter von Parties oder Konzerten Aufträge nur dann vergeben, wenn ein Security-Unternehmen mindestens ein oder zwei Türsteherinnen mitbringen kann.

SSP: Was gefällt Dir an Deinem Nebenjob?

Neben der flexiblen Einteilung der Arbeitszeit? Nun, in erster Linie ist es auch nur ein Job im Servicebereich. Daher steht und fällt er, wie so oft, mit den KollegInnen. Insofern habe ich aber sehr viel Glück gehabt. Außerdem sehe ich meinen Job als Training zur Lösung von Konfliktsituationen. In meinem späteren Berufsfeld ist das sicherlich hilfreich.

SSP: Und auf der Kehrseite?

Das viele Herumstehen wird natürlich auf Dauer ganz schön langweilig. Wirklich unangenehm sind aber nur die betrunkenen Männer, die zu späterer Stunde gerne mal aufdringlich werden; interessanterweise sind das meistens die jenseits der 30. Damit komme ich aber klar. Außerdem muss sich wahrscheinlich jede Kellnerin ge-



nauso damit auseinandersetzen. Ähnliches gilt bei der Bezahlung: Dafür, dass ich vornehmlich nachts und dann noch am Wochenende arbeite, ist sie angemessen, mehr aber auch nicht. Zudem fehlt gewöhnlich das Trinkgeld.

SSP: Abschließend: Gibt es etwas, das Du unseren LeserInnen, die wohl möglich Teil deiner „Kundschaft“ sind, mit auf den Weg geben möchtest?

Oh ja: Nicht diskutieren! Als Türsteherin habe ich das Hausrecht! Es gibt beim Türpersonal sicherlich auch einige schwarze Schafe, die den Job machen, um sich zu profilieren oder wenigstens einmal irgendwo die Hosen an zu haben (lacht). Grundsätzlich sollte man aber davon ausgehen, dass es einen triftigen Grund gibt, wenn man von uns angesprochen wird und in Ruhe zuhören. Wer direkt anfängt zu diskutieren oder sogar zu pöbeln, bewirkt nur, dass unsereins auf Durchzug schaltet. Das gilt umso mehr für die Kollegen, die schlimmstenfalls alleine an einer Tür stehen und sich dadurch viel schneller bedroht fühlen.

Anm. d. Red.: Die Tätigkeit von Türsteherinnen / Rausschmeißern ist vom Gesetzgeber durch §34 der Gewerbeordnung geregelt. Demnach muss, wer „Bewachungen im Einlassbereich von gastgewerblichen Diskotheken“ ausüben will, eine Sachkundeprüfung bestehen. Diese Prüfung wird von den örtlichen Industrie- und Handwerkskammern abgenommen.

## ► Till: Kaffeeproduzent

Arbeiten am Sonntagmorgen – Ein Erfahrungsbericht | von Till Achinger

Draußen im Dunkeln rauscht Mannheim vorbei. Ich schreibe diesen Artikel im Zug, wie ich überhaupt viel unterwegs erledige. Seit wir vor einem Jahr unseren Laden eröffnet haben, bin ich fast jede Woche auf Tour. Der „Laden“ ist der Online-Kaffeeshop [www.sonntagmorgen.com](http://www.sonntagmorgen.com) und jetzt seit gut einem Jahr online.

„Wir“ sind Tamer El-Hawari, 29, fertiger Wirtschaftsinformatiker, und ich, 24, Student der Kommunikationswissenschaft. Zu einem Gründerteam wurden wir ziemlich spontan Herbst 2007. Vor dem DaCapo besiegelten wir per Handschlag unser Vorhaben: Kaffee zum selber Mischen im Internet. Für jeden Geschmack etwas dabei. Mit Flavours wie im Kaffeehaus und der Möglichkeit, das Etikett selbst zu beschriften. Das alles umgesetzt mit wenig Geld und in kurzer Zeit.

Von wegen: Fast ein halbes Jahr und unsere gesamten Ersparnisse haben uns die Vorbereitungen gekostet. Wir wussten nicht mehr von Kaffee als jeder andere auch. Unbelastet von jeglicher Sachkenntnis mussten wir also erst einmal lernen, wo man Rohkaffee herbekommt, wie er verarbeitet und gelagert wird, wie man Schoko-Haselnuss-Aroma hineinbekommt oder wie viel Platz ein paar tausend Kartons einnehmen. Wo stellen wir die nun hin? Jeder kleine Erfolg hat Mut gemacht, jeder Rückschlag angespornt.

Die ersten Bestellungen zum Test nahmen wir per E-Mail an. In einer 24h-Schicht zogen wir erste Etiketten aus dem heimischen Drucker, schrieben Rechnungen und mischten den Kaffee in der Küche. Mittlerweile kommt täglich ein LKW zu unserer Produktionsstätte im Technologiehof und holt unsere Tagesproduktion ab. Das konnte in der Vorweihnachtszeit auch einmal eine mannshohe Palette sein. Die Erinnerung an den Sommer, als wir dem Fahrer manchmal nur zwei, drei Pakete in die Hand drücken konnten, wird an solchen Tagen zur netten Anekdote.

Reich geworden sind wir damit bisher trotzdem nicht. Das schnelle Geld liegt woanders, die explosionsartig gewachsenen Internetunterneh-



men sind die Ausnahme. Alles will erarbeitet werden und niemand hat ausgerechnet auf uns gewartet. Um es mit „The Streets“ zu sagen: „the hardest way to make an easy living“. Doch selbst wenn der erhoffte Erfolg schließlich ausbliebe: Die Erfahrung, einmal ein komplexes Projekt von Anfang bis Ende durchgeplant zu haben, sein eigenes Produkt in Händen zu halten oder andere davon reden zu hören, ist unbezahlbar. Das sehen übrigens auch potenzielle Arbeitgeber so: Um einen festen Job müssten Tamer und ich uns – wenn wir denn einen wollten – keine Sorgen machen.

Ein abgeschlossenes Studium wird trotzdem gern gesehen, und das kann schon zum Problem werden. Schließlich ruft die Uni nicht an und fragt, wie es denn um die Prüfungsvorbereitung steht oder ob man bei der Hausarbeit noch irgendwo helfen kann. Und in der Firma ist immer etwas los. Also wird das Lernen in die Nachtstunden verlegt, oder mal eine Veranstaltung „geschwänzt“, weil wir irgendwo eine Veranstaltung sponsern oder einen Deal machen können. Auf Dauer geht das nicht gut.

Wer sich mit dem Gedanken an eine Gründung trägt, dem würde ich gern ein ganzes Bündel noch frischer Ratschläge auf den Weg geben.

Nur die wichtigsten: Ein Unternehmen gründen ist wie ein Baby kriegen – überleg' dir vorher, ob das in dein Privatleben passt. Such' dir verlässliche, stressresistente und kompetente Partner. Mach so wenig wie möglich selbst. Halte die fixen Kosten klein – musst Du wirklich ein Büro mieten? Und überleg' dir gut, ob du nicht zuerst den Abschluss machst. Wenn du einmal Blut geleckt hast, wirst du nicht so leicht loslassen können.

Bestimmt werde ich nicht bis zur Rente Kaffee produzieren. Aber Ideen gibt es ja noch genug. Gleich bin ich da. Im Hotel werde ich weiter an meiner Hausarbeit schreiben. Wenn keine E-Mail reinkommt.

**Buchtipps: „Kopf schlägt Kapital“** von Günther Faltin ist eines der praktischsten und pragmatischsten Bücher, die ich zum Thema je gelesen habe. Sollte jeder studentische Gründer mal gelesen haben.

Mehr über Sonntagmorgen gibt es unter [www.sonntagmorgen.com](http://www.sonntagmorgen.com), im Blog unter [blog.sonntagmorgen.com](http://blog.sonntagmorgen.com) und bei mir: [till@sonntagmorgen.com](mailto:till@sonntagmorgen.com).

## ► Felix: Zugtester bei der Bahn



**SSP: Felix, du bist sogenannter „Profitester“ beim ZVM<sup>1</sup>. Was machst du da genau?**

Felix: Ich kontrolliere im Auftrag der ZVM Züge sowohl der Deutschen Bahn als auch von privaten Unternehmen. Ich fülle pro Zug mit Hilfe eines Palms einen Fragebogen aus, der auf Punkte wie Sauberkeit, Pünktlichkeit, Freundlichkeit des Personals oder Graffiti an den Zügen abzielt.

**SSP: Wie lange und wo bist du denn dann so am Tag unterwegs?**

Felix: Heute zum Beispiel bin ich ca. 400 Kilometer mit der Bahn in den Bereichen Coesfeld, Münster, Hamm, Gütersloh gefahren.

**SSP: Testest du also nur Züge?**

Felix: Nein, an den Stationen, an denen ich ein- oder aussteige, habe ich auch einen Fragebogen für die einzelnen Stationen auszufüllen. Hier wird beispielsweise auch die Funktion von einzelnen Automaten getestet.

**SSP: Das heißt, die Bahnschaffner sind dann sicherlich immer besonders freundlich zu dir?**

Felix: Nein, ich arbeite in zivil, die Unternehmen sind aber vom ZVM informiert, dass Profitester kontrollieren, aber nicht, wann und wo, um eventuellen Manipulationen zuvor zu kommen.

**SSP: Welche Voraussetzungen muss man denn für diesen Job mitbringen?**

Felix: Man sollte sich schon mit dem System des Taktfahrplans der Bahn auskennen und etwas mit den Eisenbahnfahrzeugen der Unternehmer vertraut sein.

**SSP: Das ist schon ein etwas ungewöhnlicher Job, oder?**

Felix: Ja, aber ich habe mich schon immer für Eisenbahnen und Züge interessiert. Außerdem habe ich relativ flexible Arbeitszeiten, so dass ich den Job gut mit meinem Studium vereinbaren kann.

<sup>1</sup> Zweckverband Schienen-Personenverkehr Münsterland



## ► Charlotte: Leichenpräparatorin

Ich bin studentische Hilfskraft am Anatomischen Institut der Uni. Meine Aufgabe ist es, Medizin-Studierenden des ersten und dritten Semesters bei der Präparation einer Körperspende zu unterstützen. Dazu gehört der erste Schnitt in die Haut ebenso wie das Abzupfen des Fettgewebes und Magen-Darm-Präparationen.

Natürlich ist es dabei wichtig, die Würde des Toten zu bewahren und respektvoll mit der Körperspende umzugehen, trotzdem ist dieser Job weder tragisch noch traurig. Ich selber bewarb mich um diesen Job bei der Uni, nachdem ich den Makroskopie-Kurs abgeschlossen hatte, da mich die Auseinandersetzung mit dem menschlichen Körper an einem realen Objekt, also der Leiche, sehr faszinierte. Es finden sich immer neue Besonderheiten, kein Körper ist gleich und man lernt viel mehr als jedes Lehrbuch hergibt.

# „Wir sitzen doch alle im selben Boot...“

... findet FH-Wirtschaftsprofessor Dr. Ralf Schengber. Und wirft daher diejenigen aus dem Boot, die es rudern sollen. | von Markus Lawrenz

In einem „Uni Spezial“ vor ca. eineinhalb Jahren präsentierte die Ultimo Münsters mieseste Nebenjobs. Die Firma DSaF („Dr. Schengber and Friends“) mit Sitz am Aegidiimarkt schaffte es in diese Auflistung, weil die Ultimo-AutorInnen es als unzumutbar empfanden, im RTL- und VOX- Videotext mit Rechtsextremen oder Pädophilen zu chatten oder aber auf ‚clipfish‘, dem Internet-Videoportal von RTL, pornographische Videos schauen zu müssen. Schön ist das nicht, da hat sie recht, die Ultimo, aber unangenehme Jobs in diesem Sinne finden wir haufenweise. Während die einen ekelige Videos schauen, müssen andere wider besseren Wissens Atomstrom verkaufen oder so tun, als wären sie das „heiße Girl aus deiner Gegend“ oder sind es wirklich. Problematisch ist an den Jobs bei DSaF nicht, was man tun muss, sondern unter welchen Bedingungen man es tun muss. Und da lässt schon der Name Schlimmes erahnen. Denn ‚Freunde‘ stellt man natürlich nicht als Arbeitskräfte an, sondern behandelt sie als gleichberechtigte ‚Partner‘, als Selbstständige, wie Firmengründer und FH-Dozent Dr. Schengber selber einer ist.

Die Nachteile dieser „freien Mitarbeit“ liegen auf der Hand: Urlaubs und Krankengeld, worauf grundsätzlich auch Studierende in Nebenjobs ein Anrecht haben, gibt es gar nicht. Ist die Auftragslage schlecht, fehlen den Selbstständigen die „Aufträge“ und damit auch das überlebensnotwendige Geld. Bei der Einstellung oder Reduzierung von Projekten haben grundsätzlich die selbstständigen MitarbeiterInnen das Nachsehen. Eine Beschäftigungsgarantie gibt es für sie bei DSaF nicht. Mit der Etablierung eines automatischen Zensors der Firma Digamé wurden vor etwa zwei Jahren zahlreiche Zensoren der Videotext-Chats erwerbslos. Abfindungen oder ähnliches gab es nicht, die Dummen waren die

‚Friends‘. Waren die Eltern privat versichert und hat man als Studierender zu Beginn seines Studiums den Fehler begangen, sich von der Krankenkasse befreien zu lassen, steht man nach beendigem Studium mit so einem Beschäftigungsverhältnis eventuell plötzlich auch ohne Krankenversicherung da.

Dabei ist es durchaus fraglich, ob Dr. Schengber mit seinem Selbstständigkeits-Konstrukt überhaupt durchkommen würde: Schon der Gang eines ehemaligen Studierenden zur Arbeitsgemeinschaft (ARGE) nach Beendigung des Studiums und des „Nebenjobs“ könnte die Blase platzen lassen, wenn nämlich die ARGE der Meinung ist, nach mehrjähriger Arbeit sei hier Arbeitslosengeld 1 statt Arbeitslosengeld 2 fällig: Der Staat könnte sich durchaus um die ihm entgangenen Gelder aus der Arbeitslosenversicherung wundern. Und genauso gut könnte ein „Freund“ mal auf die Idee kommen, das zu machen, was er laut Vertrag sogar machen soll, nämlich seinen Status bei der Rentenkasse prüfen zu lassen. Auch die Rentenkasse könnte zu dem Schluss kommen, dass sie hier um die Rentenbeiträge von (nach Firmenangaben) 125 MitarbeiterInnen kommt. Es wäre nicht das erste Mal, das solche Beschäftigungsverhältnisse in Münster zugunsten einer minimalen sozialen Absicherung umgekrempelt werden müssten: Der Online-Verlag LexisNexis hat seine Verträge für studentische Beschäftigte schon vor Jahren in reguläre Beschäftigungsverhältnisse umgewandelt und der Insolvenzverwalter Stephan Michels des CallCenters DT&P GmbH an der Rösnerstraße war – übereinstimmend mit Arbeitsrechtsexperten und der Agentur für Arbeit – der Meinung, bei den meist studentischen Callcenter-AgentInnen der GmbH handele es sich um reguläre Angestellte.

Es gibt also durchaus viele Gründe, sich bei der Wahl des Nebenjobs nicht nur an einem guten (oder erträglichen) Stundenlohn, Stadt- oder Uninähe oder angenehmen Arbeitszeiten zu orientieren, sondern sich in Sachen Arbeitsrecht mal schlau zu machen, z.B. beim neuen DGB-CampusOffice im AstA-Büro links vorm Schloss. Dort kann man auch Hilfe finden, wenn es mal hart auf hart kommt.

Schengbers „Freunde“ leiden unter der mangelnden sozialen Absicherung aber offenbar nur wenig. Was sie vielmehr wurmt, ist vermutlich, zwar als Selbstständige beschäftigt zu sein, aber behandelt zu werden wie Angestellte. Von gleicher Augenhöhe im selben Boot scheint im Arbeitsalltag jedenfalls wenig spüren zu sein. Das mussten insbesondere drei „Friends“ feststellen, denen vorgeworfen wurde, auf dem Internet-Portal [www.chefduzen.de](http://www.chefduzen.de) und in der Lokalzeitung „Interhelpo“ der Freien ArbeiterInnen Union (FAU) Münsterland über ihre Arbeitsbedingungen berichtet zu haben. In der „Interhelpo“ wurde der Firmenname nicht einmal erwähnt. Auch dass es keinen einzigen Beleg dafür gab, dass sie es waren, die sich in Forum und Zeitung geäußert hätten, hinderte Dr. Schengber nicht daran, auf Verdacht hin keine Aufträge mehr zu erteilen – auch einen Kündigungsschutz hat ein „Selbstständiger“ eben nicht.

Eigentlich ein Skandal, der Gewerkschaften wie Hochschulgruppen auf die Palme hätte bringen müssen. Die Quasi-Entlassung der drei Selbstständigen bei DSaF folgt dem Muster des „union-busting“, des gezielten Boykotts gewerkschaftlicher Aktivitäten. Und so hieß es auch im genannten Interview: „Letztendlich war aber der Anlass [für einen Gewerkschaftseintritt,

Anm. M.L.], dass ein Kollege schon bei dieser Gewerkschaft eingetreten war und dies dazu geführt hat, dass diese Person und eine weitere, dem Management angehörige, fast gefeuert worden wären. Je mehr in der Gewerkschaft sind, desto schlechter können sie die Gewerkschaftsmitglieder feuern.“

Der kurze Aufruhr im Büro am Aegidiimarkt war aber ebenso schnell vorbei wie er begonnen hat. Bei DSaF herrscht wieder ‚business as usual‘. Auch die CallCenter-AgentInnen bei DT&P bewiesen nur ein geringes Interesse daran, die ihnen zustehenden Sozialleistungen einzufordern. Leider ist auch nur das all zu typisch für lohnabhängige Studierende: Beim CallCenter-Riesen buw wurde die Forderung nach der gesetzlich vorgeschriebenen Bildschirmpause massiv durch desinteressierte Studierende unterwandert. Als Studierender jobbt man eben nur „nebenbei“ und wenn es einem gerade mal nicht passt, wechselt man in das nächste CallCenter oder in die nächste Kneipe. Die Liste der sozialen Arbeitskämpfe, die durch studentische Beschäftigte praktisch boykottiert wurden, ist lang, und ob ein Gewerkschaftsbüro an der Hochschule das ändern kann, bleibt noch abzuwarten. Eines zumindest ist klar: Wenn die Studierenden sich weiter so wenig um ihre Arbeitsverhältnisse wie auch um die ihrer nicht-studierenden KollegInnen scheren, müssen sie sich nicht wundern, wenn aus der übrigen Bevölkerung ein entsprechend geringes Interesse für die Verhältnisse an den Hochschulen zurück kommt. Ein „Bildungsstreik“, wie für das Jahr 2009 groß angekündigt, ist jedenfalls nur machbar, wenn die Verhältnisse in den studentischen Nebenjobs massiv mit thematisiert und auch angegangen werden.

# In medias Res: Die Allzweckwaffe

von Daimler Ming

Münster ist eine so liebenswerte Stadt. Und überall diese jungen Menschen. Wie putzig sie aussehen mit ihren Schürzchen und Uniformen. Wie nett und höflich sie sind. Was bleibt ihnen auch anderes übrig, schließlich werden sie dafür bezahlt. Münsters Gastronomie ruht auf den – mal schmalen mal breiten Schultern – der hiesigen Studierendenschaft. Vom Traditionslokal zur Szenekneipe, vom Eiscafé zur Elektrodisko: Würden Münsters Studenten nur einen Wochenendtag lang streiken, dann wäre es aus mit dem ohnehin viel zu oft zitierten Titel von der lebenswertesten Stadt der Welt. Denn: Warum kommen all die Touristen aus dem Umland und von weiter weg in unsere kleine, possierliche Domstadt? Natürlich vordergründig zum Käfiggucken, Aaseespaziergang oder spektakulärem Shopperlebnis. Aber Käfiggucken, Aaseespazieren und Shoppen macht vor allem müde und hungrig. Kaum lässt sich der Besucher irgendwo nieder, wird er von der akademischen Nachwuchselite hofiert. Die hat ihm wahrscheinlich auch schon die Tüten im H&M gepackt oder den Sinn der Käfige erklärt, aber das nur am Rande. Der Student ist Münsters Allzweckwaffe. Ein handzahmes, arbeitswilliges Wesen, das sich jedem noch so ausbeuterischen Arbeitsvertrag – besser ist natürlich schwarz – unterwirft. Stundenlöhne von fünf bis sechs Euro sind gerade in der Gastronomiebranche gang und gäbe. Wenn dann nach einer langen aufreibenden Schicht die Kassenabrechnung nicht stimmt, geht Frau bzw. Herr Studiosus schon mal ganz ohne Lohn nach Hause. Das ist einer guten Bekannten von mir neulich erst passiert. Neun Stunden hat sie lächelnd Kaffee, Bier und andere kneipentypischen Getränke an die vergnügungssüchtige Meute verteilt. Bei der Abrechnung fehlten dann aber auf einmal 100 Euro im klassisch-schwarzen Kellner-Portemonee. Eine Erklärung hatte sie dafür nicht. Machte aber gar nichts: Großzügig verrechnete ihr Chef die Differenz mit dem vereinbarten Gehalt und dem eingenommenen Trinkgeld (Für großzügige Trinkgelder ist der Westfale leider ebenso wenig bekannt, wie der

Deutsche im Allgemeinen, weiß der Autor aus eigener leidvoller Erfahrung). Arbeitsrechtlich bedenklich, aber eine Beschwerde hätte wahrscheinlich unweigerlich zu ihrem Rausschmiss geführt. Das konnte sie nicht riskieren. Sie wusste, dass ihr Chef wusste, dass sie wusste, dass alle wissen, dass draußen vor der Tür in dieser netten, possierlichen Studentenstadt Kohorten hungriger bzw. unverbrauchter Erstsemester für eine Festanstellung als Getränkeverteiler in einer einigermaßen sauberen Gaststätte Schlange stehen. Also schluckte sie ihren Ärger hinunter, was ja bekanntermaßen Magengeschwüre verursacht – und weinte erst zu Hause Tränen der Wut und des Ärgers. Verflixte Abhängigkeit! Diese Situation ist durch die Einführung von Studiengebühren und Bachelor natürlich um keinen Deut besser geworden. Oder vielleicht doch, wenn man bedenkt, dass die Studiengebühren für eine natürliche Selektion der Studienanfänger sorgen, deren wohlbetuchte Eltern ihren Sprösslingen ein sorgen- weil arbeitsfreies Studium finanzieren können. Außerdem ist neben dem vollgepackten Stundenplan eines Durchschnitts-Bachelor sowie so keine Nebentätigkeit drin. Schöne neue Studentenwelt. Aber warum bedienen dann in den Cafés und Kneipen dieser kleinen, possierlichen Studentenmetropole immer noch so viele, junge sympathischen Menschen? Das ist wohl ein Rätsel, das ich nicht mehr lösen werde.

Oder doch? Nein, sicher nicht. Prost!

Leserfrage: In welcher Bar arbeitet Daimler Ming? Der oder die Erste, die ihn auf diese Kolumne anspricht, bekommt ein Getränk auf seinen Deckel! Viel Spaß beim Suchen!

(D.M. ist Geisteswissenschaftsstudent im höheren Fachsemester. Sein richtiger Name ist der Redaktion bekannt. Wer Lust hat, Daimler Ming zu schreiben, und zum Beispiel die Leserfrage zu beantworten, kann dies unter [daimlerming@gmail.de](mailto:daimlerming@gmail.de) ohne Garantie auf Antwort tun.)

## Vorgeschobener Aktionismus bei gleichzeitiger Tatenlosigkeit

Nach dem Amoklauf von Winnenden sind sich Biologen unsicher: Plant der Mensch seine Zukunft? Satire | von Sebastian Lanwer

Dass Schimpansen in der Lage sind, klug und vorausschauend für ihre Zukunft zu planen, ist mittlerweile hinlänglich bekannt; spätestens nachdem ein Vertreter dieser Spezies in einem schwedischen Zoo von Tierpflegern beobachtet worden ist, wie er am Morgen Steine sammelte, um sie Stunden später auf Besucher zu werfen. Dafür unterhielt der Affe sogar mehrere Munitionslager in seinem Freigehege. Eine solch phänomenal antizipierende Weitsicht dürfte diesen Schimpansen prinzipiell als geeignet ausweisen, mindestens ein höheres politisches Amt (beispielsweise das des Verteidigungsministers) zu übernehmen. Dem gegenüber könnten Biologen unsicher werden, ob dem Menschen der endgültige Beweis für seine eigene Zukunftsfähigkeit je überzeugend gelungen ist. Diese Annahme verhärtet sich angesichts der dramatischen Ereignisse des Amoklaufs von Winnenden einerseits und angesichts unserer erschreckend kurzatmigen Art und Weise mit dieser Thematik umzugehen, andererseits. So ist es ausgerechnet ein Satz des Kabarettisten Volker Pispers, der mir in diesen Tagen nicht mehr aus dem Kopf gehen will: "Deutschland wird nicht am Hindukusch verteidigt – sondern in den Schulen".

Es gehört wohl zum Ritus der Medienwelt, dass nach jedem schrecklichen Ereignis zuerst der Auftritt detailbesessener Boulevard-Paparazzi zu erwarten ist, die sich den – durch tägliche Portionen TV-Gemetzel und Sozialpornographie eigentlich bereits hinreichend saturierten – Elendsyoyeuren vor der Flimmerkiste mit immer mehr belanglosen Fakten andienen (mit welchem Kaliber schoss Tim K. aus welchem Winkel auf wie viele Schülerinnen und Schüler bei welchem Luftwiderstand? – "Galileo" klärt auf: in 100 Sekunden zum Thema Amoklauf – und selbst "Phoenix" ist sich nicht zu schade, eine Chronik der Amokläufe an deutschen Schulen für das Nachmittagsprogramm auszu-graben; wohl am Ende noch kommentiert von Guido Knopp).

Im Anschluss daran schlägt dann die Stunde selbst ernannter Experten. So weilte der Brandenburger Innenminister Jörg Schönbohm (CDU) als quoten-

trächtiger Hardliner-Antipode am Sonntag nach dem Amoklauf turnusgemäß unter den, ob der schrecklichen Ereignisse noch betroffener als sonst dreinschauenden, Rehaugen von Anne Will. Schönbohm ist einer jener Dauer-Talkshowgäste, die sich in der Vergangenheit wiederholt durch profunde pädagogisch-psychologische Fachkenntnis hervorragen haben, wie man sie vermutlich nur von einem Bundeswehrgeneralleutnant a. D. erwarten kann. So hat Schönbohm beispielsweise Säuglingstötungen in Ostdeutschland pauschal auf eine angebliche „erzwungene Proletarisierung“ zu DDR-Zeiten zurückgeführt. Angesichts solcher Ratgeber dürfte sich bereits jetzt abstecken lassen, welche tiefgreifenden Lehren aus den schrecklichen Ereignissen der letzten Woche gezogen werden, wenn erstmal der obligatorische "Jetzt-muss-alles-anders-werden-Aktionismus" abgeflaut und von einem gänzlich anderem Thema skandalwirksamer Natur übertüncht worden ist: Nämlich keine! Und vielleicht ist das letztlich sogar gut so. Es erscheint mir zumindest als äußerst zweifelhaft, ob es sich dauerhaft positiv für die Rechtsstaatlichkeit in der Republik auswirken dürfte, bei jeder Gewalttat – ganz gleich, ob Schulmassaker, Sexualverbrechen oder Terroranschlag – mit der repressiven Gesetzesverschärfungskeule aufzulauern: Ego-Shooter verbieten, privaten Waffenbesitz abschaffen, elektronische Fußfesseln für depressive Außenseiter mit Heavy-Metal-Shirts und natürlich die Verbannung von McDonalds und Milka-Schokolade (die sind nämlich auch Pfui-Bah!).

Ja, das Leben beinhaltet Risiken. Und, ja, das Leben kann gefährlich sein! Manche Dinge lassen sich vermeiden und müssen auch vermieden werden. Manche Dinge aber müssen, mögen sie auch noch so schmerzhaft sein, in einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung **ausgehalten** werden, wenn wir nicht Schulen in Gefängnisse verwandeln oder ganze Gesellschaftsgruppen in präventive Sippenhaft nehmen wollen. Dazu gehört es m.A.n. auch, zunächst einmal den Zustand der Rat- oder Hilflosigkeit zu akzeptieren ohne gleich mit fiebriger Fahrlässigkeit nach Sündenböcken zu suchen.

Wer nun sagt, das sei zynisch, muss erstmal die Frage beantworten, warum sich ein Politiker wie der Baden-Württembergische Ministerpräsident Günther Oettinger nach der Tat zwar wortreich und symbolbewusst mit den Angehörigen der Opfer solidarisiert, aber gleichzeitig den flächendeckenden Einsatz von Sozialpädagogen und Psychologen in süddeutschen Schulen schuldig bleibt. Und genau dort befindet sich der wunde Punkt: Allem Anschein nach geht es in den gegenwärtigen wie auch in den vorangegangenen Debatten über Amokläufe nicht darum, wirkliche Lösungsszenarien zu skizzieren oder gar fundamentale Ursachenforschung zu betreiben. Vielmehr soll lediglich, zumal in einem Superwahljahr, oberflächliche Emsigkeit vorgegaukelt werden, ohne dabei weitere Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen zu müssen, wie sie eventuell mit einer grundsätzlich selbstkritischen und lang andauernden Gesellschaftsanalyse einhergehen könnten.

Exakt dieses Phänomen vorgeschobener Aktion bei gleichzeitiger Tatenlosigkeit spiegelt sich auch in vielen anderen Angelegenheiten gegenwärtiger politischer Auseinandersetzungen wider, anhand derer übrigens gleichsam noch nicht über die tatsächliche Zukunftsfähigkeit des Menschen entschieden ist. Beispiel: Globaler Klimawandel – Die Tatsache, dass sehr viel über ein Thema geredet wird, heißt eben noch lange nicht, dass auch entsprechend viel passiert.

In Japan indes hat man ein ähnliches Verfahren, nämlich das Prinzip äußerlich aktiver Teilnahme bei innerer Teilnahmslosigkeit, mittlerweile zu einem Verkaufsschlager perfektioniert: Dort erfreuen sich zahlreiche Erwachsene an einer Kunststoffblume namens "Pekoppa", die mit einem automatischen Nicken einsamen Menschen verständnisvolle Gesprächsbereitschaft suggerieren soll. Ein Schelm, wer da an den bevorstehenden Bundestagswahlkampf denkt. Vielleicht aber wären "Pekoppas" ja auch eine Alternative für unseren problembeladenen Nachwuchs in den Klassenzimmern. Die wären schließlich deutlich billiger als Sozialarbeit. Nicht wahr, Herr Oettinger?

## Eine Schule im Flüchtlingslager

Sudanese berichtete über Kinder in Darfur | von Claudia Lienau (unicef-Hochschulgruppe Münster) und Andreas Hasenkamp (Darfur-Hilfe e.V.) | Foto: Andreas Hasenkamp

Der Darfur-Konflikt – ein Thema, das in den Medien oft vergessen oder übersehen wird. Aber kann man über 2 Millionen Flüchtlinge und mehr als 400.000 Tote einfach so übersehen? Um etwas gegen dieses Vergessen zu unternehmen, lud die unicef-Hochschulgruppe am 15. Januar zu einem Vortrag mit dem Thema „Kinder in Darfur“ in der ESG ein.

Zunächst stellte der selbst aus Darfur stammende Ahmed Musa Ali den etwa 30 Anwesenden die Grundzüge des Darfur-Konflikts, der seit 2003 im Sudan tobt, vor. Ursache der Ausschreitungen sind bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Rebellengruppen, die aus schwarzafrikanischen Stämmen in Darfur hervorgingen, und der Zentralregierung in Khartoum. Diese Rebellengruppen fordern beispielsweise mehr Mitbestimmung für sich im Staat. Die Regierung bedient sich lokaler Milizen bestehend aus arabischen Reiter-Nomaden („Dschandschawid“), um den Rebellen zu begegnen. Besonders die Dschandschawid werden für schwere Menschenrechtsverletzungen wie Massaker an der Zivilbevölkerung verantwortlich gemacht.

Eindringlich schilderte der Referent anschließend das Leiden der Kinder vor Ort. Die Kinder Darfurs werden z.T. als Soldaten missbraucht, in den Bürgerkriegswirren von ihren Eltern getrennt, leben unter menschenunwürdigen Bedingungen in Flüchtlingslagern, werden vergewaltigt oder sogar getötet. Was der Sudanese Ahmed Musa Ali aber noch über Kinder in Afrika und Darfur zu sagen hatte, überraschte wohl viele der Besucher: „Kinder haben es gut in Afrika, nicht so wie hier“. Er meinte damit das „gesunde Menschenbild“, das es dort gebe. Man habe dort als Kind mehr Vertrauen in andere Menschen, während es in Europa zuerst heiße: „Vorsicht!“



Der Sudanese Ahmed Musa Ali (Darfur-Hilfe e.V.) und die unicef-Hochschulgruppe Münster informierten Interessierte über Kinder in Darfur.

„Bei uns ist es umgekehrt“, so Musa. Der Krieg in Darfur zerstöre dies natürlich, so Musa. In den Flüchtlingslagern verbinde die Menschen nur das Schicksal der Flucht, aber keine Dorfgemeinschaft. Das führe zu Problemen mit der Weitergabe von Werten. Traumatisierte Eltern müssten hier fern der Heimat traumatisierte Kinder erziehen. Hier sei Schulbildung besonders wichtig, betonte Musa und erzählte vom Schulprojekt des Vereins Darfur-Hilfe aus Münster, der in Tiné an der Grenze von Tschad und Sudan eine weiterführende Schule mit Spendengeldern aufgebaut hat. Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen unicef sorgt hingegen hauptsächlich für die schulische Grundausbildung der Kinder. Ebenso leistet es akute Nothilfe, wie die Sicherstellung der medizinischen Grundversorgung von 2 Millionen Menschen in der Krisenregion.

Im Anschluss an den Vortrag ergab sich Gelegenheit zur Diskussion. Hierbei wurde nochmals

Schulbildung als ein möglicher Ausweg aus der Krise genannt. Den Kindern komme dabei eine besondere Bedeutung zu, da sie es seien, die durch Erlernen eines friedlichen Zusammenlebens und Konfliktlösung ohne Gewalt den Frieden in der Zukunft Darfurs sichern könnten. Die Rolle der UN, des Westens und der Einfluss von Wirtschaftsbeziehungen verschiedener Länder zu Sudan wurden ebenfalls angesprochen.

Die Spendensumme von ca. 90 Euro, die an dem Abend gesammelt wurde, ging an das Schulprojekt der Darfur-Hilfe.

### ► Weitere Informationen unter:

[www.darfur-hilfe.org](http://www.darfur-hilfe.org)  
[www.muenster.unicef.de/hsg\\_muenster.html](http://www.muenster.unicef.de/hsg_muenster.html)

# Münsters Tierquälerei

Von Michael Schulze von Glaßer (Artikel und Fotos)

„Blut, Blut, Blut an euren Händen – Pelz ist Mord“ hallt es durch die Windthorststraße. Der Himmel ist, wie so oft in Münster, wolkenbehangen. Leichter Nieselregen setzt ein – eine bedrückende Stimmung. Auf einem Plakat ist ein blutiger Tierkadaver zu sehen, darüber ein Satz: „Hier ist der Rest ihres Tieres“. Ein weiteres Plakat macht auf ein Tierversuchslabor aufmerksam: „Schauen Sie nicht weg!“. Über 450 Menschen protestierten an diesem 14. Juni 2008 bei trostlosem Wetter gegen Pelzhandel und Tierversuche. Denn was nur wenige wissen: Münster ist nicht nur ein Zentrum des Pelzhandels sondern auch Standort des größten Tierversuchslabors Europas.

*„Der Pelzhandel gehört – abgeschafft!“*

Seit dem 12. Oktober 2007 steht der Modekonzern ESCADA im Kreuzfeuer der Kritik von TierrechtlerInnen. An diesem Tag startete eine weltweite Kampagne gegen den Pelzhandel der ESCADA AG, die dem Unternehmen seitdem viele Negativ-Schlagzeilen bescherte. Die aktuelle Kampagne findet im Rahmen der „Offensive gegen

die Pelzindustrie“ statt, die schon die Konzerne *SinnLeffers*, *C&A*, *Kaufhof*, *Karstadt* sowie *Peek & Cloppenburg* durch anhaltenden Protest dazu bewogen hat, keine Pelze mehr zu verkaufen. Über das Tochterunternehmen *Primera AG* mit Sitz in Münster vertreibt ESCADA Kleidung der Marken *apriori*, *BiBA*, *cavita* und *Laurèl*, welche ebenfalls Ziel der Kampagne sind. Die Bedeutung Münsters für die Pelzindustrie zeigt sich auch im Stadtbild: Seitlich der Münster-Arkaden stoppt der Demonstrationzug. Ein Aktivist mit einem Megafon fordert die Bürgerinnen und Bürger dazu auf, durch ihr Konsumverhalten ein Zeichen gegen den Pelzhandel zu setzen. In den Arkaden findet sich eine Filiale der Marke BiBA. Nach einer Weile setzt sich der Demonstrationzug wieder langsam in Bewegung. „Wir machen euch Pelzfrei“ tönt es über die historischen Straßen der Altstadt. Über den Domplatz geht es bis vor das Rathaus. Plötzlich liegen die 450 PelzgegnerInnen auf dem Kopfsteinpflaster. „Was ist denn hier los?“ fragt ein irritierter Passant. Zahlreiche Menschen stehen interessiert neben den liegenden DemonstrantInnen. „Dieser Anblick steht symbolisch für die vielen qualvoll ermordeten Pelztiere“, erklärt eine Aktivistin über Megafon. Nein, dieser Protest – ein so genanntes „Die-in“ – geht nicht an die Adresse des Rathauses, sondern an die

ESCADA-Filiale auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Prinzipalsmarkts. Nachdem hunderte Flyer verteilt wurden zieht der Tross weiter. „Die haben ja nicht Unrecht.“, kommentiert ein Passant den friedlichen Protest. Das Pelzgeschäft Mersmann am Roggenmarkt ist nächstes Ziel des Protests. Das Münsteraner Unternehmen wirbt auf seiner Website mit dem Slogan „Gefühle zum Anfassen“ – eine makabere Anspielung auf die Leiden der für die Mersmann-Pelze getöteten Tiere? Weltweit werden jährlich 40 – 50 Millionen Tiere für die Herstellung von Pelzen getötet. In Deutschland gibt es heute etwa 40 Nerzfarmen, einige Fuchs- und Sumpfbiberfarmen sowie unzählige Chinchilla-zuchten. Rund 270.000 Tiere werden allein in der Bundesrepublik zur Herstellung von Pelzen gehalten – meist unter erbärmlichen Bedingungen. Nach einem trostlosen Leben folgt der Tod durch Gas, Genickbruch oder per Stromschlag. Das Fell wird vom Körper getrennt, der Kadaver landet im Müll.

*„Stoppt die Tierversuche – schließt COVANCE“*

Die Demonstration am 14. Juni 2008 richtete sich aber nicht nur gegen Pelzhandel. Sie stand auch in der Tradition der jährlich stattfindenden Demonstration gegen Tierversuche. Auch bei diesem Thema gibt es einen lokalen Ansatzpunkt für Kritik: In einer kleinen Seitenstraße des Kappenberger Damms – am Stadtrand von Münster – befindet sich das größte Tierversuchslabor Europas. Die *COVANCE Laboratories GmbH* hält in dem großen Gebäude – das von der Autobahn 43 gut zu sehen ist – etwa 1.500 Affen, um an den Tieren vor allem Medikamente auf ihre Verträglichkeit zu prüfen. Im Jahr 2003 schleusten britische TierversuchsgegnerInnen einen Ermittler in das Münsteraner *COVANCE*-Labor. Dieser dokumentierte den schrecklichen Umgang der MitarbeiterInnen mit den Tieren und filmte die grausamen Versuche mit einer versteckten Kamera: Einigen Makaken-Affen



wurden Schläuche in die Nase gesteckt, um die zu testenden Medikamente direkt in den Magen zu pumpen, andere werden in so genannten „Affenstühlen“ festgeschnallt, um mit Ihnen verschiedenste Tests durchzuführen. Das Video sorgte für einen bundesweiten Skandal – sogar das ZDF berichtete. „Für die Abschaffung aller Tierversuche“ steht auf einem Transparent der TierrechtlerInnen auf der Demonstration geschrieben – die Kritik der TierfreundInnen an dem Labor ist umfassend. *COVANCE* bemüht sich seit dem Skandal seinerseits um Schadensbegrenzung. Ende 2006 rühmte sich das Unternehmen damit 15 Millionen Euro in den Standort Münster investiert zu haben. Das Tierversuchslabor wurde massiv erweitert um noch mehr Versuche durchführen zu können. In den zwei neuen Gebäuden entstanden 48 neue Tierräume, 50 Labore sowie Operations- und Untersuchungsräume. Auch die Lebensqualität der Affen wurde, laut *COVANCE*, erheblich verbessert – die Käfiggröße gehe über die EU-Richtlinien hinaus. Laut EU muss ein Käfig für maximal drei junge Affen eine Größe von 3,6 Kubikmetern haben – die *COVANCE*-Käfige haben eine Größe von 5,68 Kubikmetern und sind für maximal fünf Affen zugelassen. Bei maximaler Auslastung hätten die Primaten in den *COVANCE*-Käfigen also weniger Platz pro

Kopf als die EU-Richtlinie vorsieht. Dabei ist natürlich zu bedenken, dass Makaken in der Natur in Gruppen von 10 – 100 Tieren leben – Artgerecht ist die Haltung weder nach EU- noch nach *COVANCE*-Richtlinien kritisiert die TierrechtlerInnen. Sie plädieren für eine Tierversuchsfreie Forschung und zählen die Alternativen zu den grausamen Tierversuchen auf: Computersimulationen und Versuche an einzelnen Zellen sind die Alternativ-Vorschläge der Tierrechtsorganisation „Ärzte gegen Tierversuche e.V.“. Die Organisation kämpft seit langem für die Anerkennung und Anwendung neuer Methoden. Außerdem bemängeln sie den wissenschaftlichen Wert und Nutzen von Tierversuchen, die für human-medizinische Medikamente gemacht werden: Kortison führt bei Mäusen zu angeborenen Missbildungen, nicht aber beim Menschen, während es bei Contergan umgekehrt ist. Morphium beruhigt den Menschen, führt jedoch bei Katzen, Ziegen und Pferden zu Erregungszuständen. Die Behandlung mit Insulin schlug bei zuckerkranken Affen nicht an, erst als man Versuche mit Menschen machte, sah man den Erfolg. Tierversuche sind oft nicht auf den Menschen übertragbar, werden jedoch aus Profitgründen immer noch durchgeführt - in vielen Ländern erhalten Medikamente durch veraltete Gesetze rasch eine Zulassung, wenn sie zuvor

an Tieren ausprobiert wurden. Dies kostet, laut den „Ärzten gegen Tierversuche“, jährlich rund 100 Millionen Tieren weltweit das Leben.

*„Schluss mit dem Profit auf Kosten der Tiere“*

Als Sitz der *Primera AG* spielt Münster im internationalen Pelzhandel eine entscheidende Rolle. Hinzu kommen zahlreiche Pelzgeschäfte in der Innenstadt, die einen lokalen Ansatzpunkt für Kritik bieten. Vor der *ESCADA*-Filiale am Prinzipalmarkt gab es im Rahmen der weltweiten Kampagne gegen Pelzhandel schon zahlreiche Informationsstände. Der *ESCADA*-Konzern geht juristisch gegen die Protest-Kampagne vor. Die Kampagnenhomepage mussten die Pelzgegner dem Konzern nach einem Rechtsstreit überlassen. Durch einstweilige Verfügungen soll die Antipelz-Kampagne mundtot gemacht werden, kritisieren TierrechtlerInnen. Umso schärfer muss der Protest gegen Pelz ausfallen. Neben dem Pelzhandel ist auch das größte Tierversuchslabor Europas in Münster beheimatet. Rund 1.000 Affen kommen bei den grausamen Versuchen jährlich ums Leben. Alternativen werden aus Profitgründen oft nicht genügend ausgeschöpft – eine ganze Industrie hängt an den Tierversuchen: von Züchtern über Futtermittel-Lieferanten bis zu Entsorgern der oft in grausamen Zustand befindlichen Kadaver der Versuchstiere. So lange den Tieren die Felle abgezogen werden und sie für Versuche missbraucht werden wollen TierrechtlerInnen weiter demonstrieren: „Tiere fühlen – Tiere leiden!“

► Weitere Informationen unter:

[www.tierrechte-muenster.de](http://www.tierrechte-muenster.de)  
[www.antifur-campaign.org](http://www.antifur-campaign.org)  
[www.covancegrausam.de](http://www.covancegrausam.de)

# (Publikums-)Fischer in Münster

von Daniel Huhn

Am 13. Januar 2009 kam der ehemalige Außenminister Joschka Fischer auf Einladung des Exzellenzclusters Religion und Politik im Rahmen der Ringvorlesung Mediation nach Münster um dort über den Konflikt und Vermittlungschancen im Nahost-Konflikt zu berichten.

Sicherheit und Bleiberecht sind die zentralen Anliegen im Nahostkonflikt. Doch noch bevor Joschka Fischer über seinen Erfahrungen als Vermittler berichten konnte musste zunächst eine praktische Übung zum Thema Mediation durchgeführt werden. Auch hier ging es um Sicherheit und Bleiberecht. Der Hörsaal F1 war vollkommen überfüllt.

Der Historiker Professor Gerd Althoff, Organisator und Moderator der Veranstaltung, versuchte in mehreren Anläufen zwischen Veranstaltern und Studenten zu vermitteln. Die Veranstalter wollten den Vortrag wegen der belegten Fluchtwege nicht beginnen, die Studenten ihre Geduld



Zwei Stunden stand Joschka Fischer am Rednerpult des F1



Joschka Fischer bei seiner Begrüßung vor dem Vortrag

entsprechend entlohnen (die erste Schlange bildete sich schon eine Stunde vor Vortragsbeginn). Herr Althoff als ausgewiesener Experte der Konfliktvermittlung im Mittelalter, erwies sich als praktischer Vermittler noch unerfahren. Die Gänge und Notausgänge des Hörsaals blieben versperrt, der Vortrag begann dennoch.

20 Minuten später als geplant betrat Joschka Fischer den Saal. Mit tosendem Applaus, wie bei einem Rockkonzert, empfingen ihn die circa 1000 Zuhörer – weitere 1000 verfolgten den Vortrag per Videoübertrag im F2 sowie im Foyer des F-Hauses. Von der Presse belagert begann Fischer unter Blitzlichtgewitter seinen Vortrag. Mit einem kurzen Kommentar rügte er die Fotografen und hatte so den ersten Lacher auf seiner Seite und für die folgenden 90 Minuten beinahe andächtige Stille im Saal. Als Fischer und die Veranstalter der Ringvorlesung das Vortragsthema (Ein unmöglicher Friede? Der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern) vereinbarten, haben sie sicherlich weder gewusst noch gewünscht, dass das Thema am Tage des Vortrags eine solche Aktualität und Brisanz haben würde. Doch erst bei der anschließenden Diskussions-

runde kam Fischer verstärkt auf die aktuellen Ereignisse im Gazastreifen zu sprechen. Zunächst legte er seine Sicht zur historischen Dimension des Konflikts dar. Der Nahost-Konflikt sei ein nunmehr 100-jähriger Krieg. Im Verlauf des Konflikts gab und gibt es auf beiden Seiten Schuld. „Beide haben zu 100% Recht und gleichzeitig zu 100% Unrecht,“ je nachdem wessen Argumenten man folgt. Doch fest steht: Israel wird nicht verschwinden und die Palästinenser werden nicht die weiße Fahne hissen.

So gibt es nur eine Lösung: Einen Kompromiss. Diesen herbeizuführen ist die Aufgabe der Vermittler. Die dafür nötige Kernkompetenz des Vermittlers: „Distanzierte Empathie“ für die Anliegen beider Konfliktparteien. Eine diplomatische Haltung ist wichtig, aber nicht möglich ohne auch einen persönlichen Standpunkt zu haben. Und der ist im Falle der deutschen Politik, so Fischer, eindeutig: „Deutschland hat eine Verpflichtung gegenüber Israel und seinem Existenzrecht“.

Doch in jeder Vermittlungstätigkeit bleibt es die Aufgabe der Diplomatie, Kompromisse im Sinne

der Konfliktparteien herbeizuführen. Dies ist umso wichtiger und umso schwieriger in so religiös aufgeladenen Konflikten wie dem im Nahen Osten. Aus der Erfahrung seiner politischen Arbeit zieht Fischer den Schluss, dass dies u.U. nur gelingen kann, wenn für einen Frieden schließlich ein Stück Wahrheit und Gerechtigkeit geopfert werden. Als Politiker a.D. versteckte sich Fischer nicht mehr hinter diplomatischen Floskeln sondern argumentierte entlang seiner Meinung und ohne Beschönigungen. Seine Analyse war klar, sein Vortrag pointiert und zuweilen sogar pointenreich, wenn er seinen Vortrag durch Anekdoten aus dem politischen Alltag veranschaulichte.

„Ein unmöglicher Frieden?“

Fischer selbst betonte, dass er mittlerweile eher ein Ausrufezeichen an das Ende seines Vortragstitels setzen müsse. Neben dem pessimistischen Bild, das Fischer vorher von dem Konflikt gezeichnet hatte und das viele der Hörer nachdenklich in den Abend entließ, blieb auch etwas Positives: der Eindruck, dass die Außenpolitik unseres Landes, zumindest in den vergangenen Jahren, von einem Politiker



Nicht nur unter den Studenten, sondern auch bei der Presse weckte der Vortrag reges Interesse

geführt wurde, der mit klarem analytischen Blick und Elan den Herausforderungen der internationalen Politik entgegentrat.

## Was Joschka Fischer alles nicht gesagt hat...

von Daniel Huhn

Es vergingen keine 10 Tage, da füllte der Nahost-Konflikt schon wieder einen Hörsaal. Diesmal war es der S1; nicht ganz so groß, nicht ganz so voll. Aber immerhin kamen ca. 400 Studenten, um zu hören, „Was Joschka Fischer alles nicht gesagt hat“.

Unter diesem Motto fand ein Symposium der Islamwissenschaft statt. Hinter der Veranstaltung stand diesmal kein Exzellenzcluster sondern eine studentische Initiative. Ausgehend von der Fachschaft Islamwissenschaften kamen drei Professoren (Alexander Flores, Islamwissenschaftler Uni Bremen; Marco Schöller, Islamwissenschaftler Uni Münster; Rüdiger Robert, Politikwissenschaftler Uni Münster) und ein Doktorand (Housam Abu-Eta, Islamwissenschaftler Uni Münster) zusammen, um in kurzen Vorträgen unvollständige oder falsche Darstellung von Joschka Fischer zu ergänzen.

Der Nahost-Konflikt polarisiert zunehmend die Gesellschaft, die private und öffentliche Debatte und schließlich auch, wie diese Veranstaltung zeigte, die Debatte an der Hochschule. Die Idee zur Veranstaltung sei nach dem Vortrag von Fischer entstanden, doch sei dies nicht der einzige Anlass

gewesen. Das zentrale Anliegen war es, einer unausgewogenen Berichterstattung entgegenzuwirken. So wurden weitere Facetten des Nahost-Konflikts beleuchtet: Professor Robert verwies auf die Bedeutung der Wasserknappheit als zusätzlichem Faktor im Konflikt. Professor Schöller stellte die Einengung der israelischen Siedlungspolitik dar. Housam Abu-Eta beleuchtete die Hintergründe der Hamas. Zweifelhaft blieb der Vortrag von Professor Flores: Scheinbar emotionalisiert durch die aktuellen Ereignisse in Gaza, verzichtete er auf eine ausgewogene Darlegung der Argumente und verließ bei Inhalt und vor allem Wortwahl die Ebene eines wissenschaftlichen Vortrags.

Die Vortragsreihe bot viele Ansatzpunkte, die Joschka Fischer in seinem Vortrag nicht angesprochen hatte (die aber auch nicht seinem Vortragsthema entsprachen). So ist die spontane und erfolgreiche Durchführung der Veranstaltung, wie auch die Idee der Veranstaltung, durchaus zu begrüßen. Die Betrachtung des Themas hätte dennoch, zumindest unter dem Dach einer wissenschaftlichen Institution, noch ausgewogener stattfinden können.

# „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“

von Tobias von Borcke

– so hat Herausgeber Romani Rose den Katalog zu der vom Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma erstellten Ausstellung „Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma“ betitelt. Diese Ausstellung zu einem über Jahrzehnte verdrängten Thema wird zwischen dem 22. April und dem 06. Mai auch in Münster zu sehen sein.

Die gesellschaftliche Situation der Sinti und Roma in Deutschland vor der Zeit des Nationalsozialismus war geprägt durch ein Wechselspiel von Ausgrenzung und Toleranz, von Integration und Ablehnung. Einerseits nahmen viele Sinti und Roma am gesellschaftlichen Leben teil, waren ganz normale Nachbarn und Arbeitskollegen, Kaufleute und KünstlerInnen. Viele von ihnen hatten sogar im ersten Weltkrieg auf deutscher Seite gekämpft. Auf der anderen Seite war der Antiziganismus, also die Feindschaft gegenüber „Zigeunern“ weit verbreitet, die dazugehörigen Klischees wurden kaum hinterfragt.

Vom Staat wurden die „Zigeuner“ in erster Linie als „Plage“ und damit als ein ordnungspolitisch zu behandelndes Problem betrachtet. Bismarck führte als Reichskanzler im Jahre 1886 die folgenschwere Unterscheidung zwischen „im Besitz der Reichsangehörigkeit befindlichen“ und „ausländischen Zigeunern“ (zit. n. Winckel 2002, S. 24) ein. Letztere sollten möglichst aus dem Reich geschafft werden, während erstere durch restriktive Sonderregelungen zu einer sesshaften Lebensweise gezwungen werden sollten. Durch eine Vielzahl von Verordnungen wurde es beinahe unmöglich, auf legalem Wege ein Reisegewerbe zu betreiben. In der Konsequenz wurden viele Sinti und Roma ins Elend und in die Illegalität getrieben. Auch Versuche einer umfassenden Erfassung von „Zigeunern“ gab es schon in dieser Zeit. 1899 wurde in Bayern mit dem „Nachrichtendienst für die Sicherheitspolizei in Bezug auf Zigeuner“ eine erste zentrale Erfassungsstelle eingerichtet. Der

Leiter dieser Behörde, Alfred Dillmann, gab als Ergebnis der Arbeit seiner Behörde 1905 sein „Zigeunerbuch“ heraus, in dem die Namen von 3.350 „Zigeunern“ inklusive Stammbäumen und Bildern zu finden waren. Mit diesem Buch sollte die Polizei in ihrem Vorgehen gegen die von Dillmann als „Pest“ und „Plage“ dargestellten Sinti und Roma unterstützt werden. Die „Zigeuner“-Politik der Weimarer Republik setzte diejenige aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg im wesentlichen fort.

Als 1933 mit der Machtübertragung an die Nationalsozialisten der Rassenwahn zur Staatsdoktrin wurde, verschlechterte sich die ohnehin schwierige Lage der Sinti und Roma noch einmal dramatisch. In den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 wurden „Zigeuner“ nicht explizit erwähnt. Dass die Gesetze aber auch auf sie angewandt werden sollten, wurde schon früh klargestellt. So schrieb etwa Reichsinnenminister Wilhelm Frick im Dezember 1935 bezüglich des „Reichsbürgergesetzes“: „Da die Deutschblütigkeit eine Voraussetzung der Reichsbürgerrechte bildet, kann kein Jude Reichsbürger werden. Dasselbe aber gilt auch für die Angehörigen anderer Rassen, deren Blut dem deutschen nicht artverwandt ist, z.B. für Zigeuner und Neger“ (zit. n. Rose 1999, S. 33). Ebenfalls ab 1935 wurden in verschiedenen Städten, unter anderem in Köln, Gelsenkirchen, Frankfurt am Main und Berlin, spezielle „Zigeunerlager“ errichtet. Anfangs geschah dies in erster Linie auf Initiative lokaler Behörden, den Anlass boten häufig Beschwerden aus der Bevölkerung. 1936 wurde mit der in München angesiedelten „Zigeunerpolizeistelle“ eine zentrale Verfolgungsinstanz geschaffen. Hauptverantwortlich für die Koordinierung der Verfolgungs- und Ausgrenzungsmaßnahmen war der im selben Jahr zum „Chef der Deutschen Polizei“ ernannte Heinrich Himmler. Auf dessen Drängen hin dürfte auch ein Beschluss des Reichs- und Preußischen Innenministers vom 14. Dezember

1937 zustande gekommen sein, nach dem Menschen, „die durch geringfügige, aber sich immer wiederholende Gesetzesübertretungen sich der in einem nationalsozialistischen Staat selbstverständlichen Ordnung nicht fügen wollen“ (zit. n. Wippermann 2005, S. 33), als „asozial“ klassifiziert und in polizeiliche „Vorbeugehaft“ genommen werden sollten. Gemeint waren mit diesem Erlass neben „Dirnen“, „Trinksüchtigen“ und „mit ansteckenden Krankheiten, insbesondere Geschlechtskrankheiten behafteten Personen“ auch „Landstreicher (Zigeuner)“ (zit. n. Wippermann 2005, S.34). Die so verordnete „Vorbeugehaft“ bedeutete Konzentrationslager, bedeutete Buchenwald, Dachau, Sachsenhausen.

Himmler waren diese Maßnahmen offensichtlich noch nicht radikal genug; in einem Runderlass vom 08. Dezember 1938 kündigte er eine „endgültige Lösung der Zigeunerfrage (...) aus dem Wesen dieser Rasse“ (zit. n. Wippermann 2005, S. 34) heraus an. Als Grundlage für das weitere Vorgehen sollten dabei die „bisher bei der Bekämpfung der Zigeunerplage gesammelten Erfahrungen und die durch die rassenbiologischen Forschungen gewonnenen Erkenntnisse“ (ebd.) dienen. Für diese „rassenbiologischen Forschungen“ war in erster Linie die „Rassenhygienische Forschungsstelle“ unter Leitung von Robert Ritter zuständig, die die Erfassung von „Zigeunern“ massiv vorantrieb und damit eine wichtige Voraussetzung für die späteren Deportationen und die massenhafte Ermordung der Sinti und Roma schuf.

Eine erneute Radikalisierung der Verfolgung stellte der „Festsetzungs“-Erlass vom Oktober 1939 dar. Unter Androhung von KZ-Haft wurde den Sinti und Roma das Verlassen ihrer Wohnorte verboten. Dieser Schritt diente der Vorbereitung der ersten „Zigeuner“-Deportation in das von den Deutschen besetzte Polen, die im Mai 1940 durchgeführt wurde. Zwischen 2.500 und 2.800 Sinti und Roma wurden in von der Reichs-



Späte Anerkennung: Zwischen Brandenburger Tor und Reichstagsgebäude entsteht derzeit das Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma nach einem Entwurf von Dani Karavan.

bahn bereitwillig zur Verfügung gestellten Sonderzügen zunächst in provisorische Sammellager und dann in die im „Generalgouvernement“ eingerichteten Ghettos und Konzentrationslager verschleppt. Für die allermeisten von ihnen sollte es eine Fahrt in den Tod sein. Diese erste Deportation blieb zunächst die einzige, die „endgültige Lösung der Zigeunerfrage“ wurde von den Nationalsozialisten jedoch weiterhin angestrebt. In den folgenden Jahren wurden unzählige Sinti und Roma zwangssterilisiert oder fielen Massenerschießungen sowie der „Vernichtung durch Arbeit“ zum Opfer. In den deutsch besetzten Gebieten in der Sowjetunion wurden sie von den Einsatzgruppen, von Angehörigen der Wehrmacht und der Polizei ermordet. Infolge von Himmlers „Auschwitz-Erlass“ vom 16. Dezember 1942 wurden wieder Sinti und Roma ins besetzte Polen deportiert, diesmal direkt ins Vernichtungslager Auschwitz. Der

Erlass vom Dezember 1942 galt zunächst für Personen aus dem Reichsgebiet, entsprechende Anordnungen für die besetzten Gebiete folgten allerdings wenig später. Die etwa 23.000 Sinti und Roma, die nach Auschwitz deportiert und dort in einem gesonderten Lagerabschnitt untergebracht wurden, fielen fast ohne Ausnahme den Massenvergasungen, der Zwangsarbeit, den katastrophalen Lebensbedingungen sowie dem Terror der SS-Mannschaften zum Opfer.

Die genaue Zahl der ermordeten Sinti und Roma ist kaum zu ermitteln. Häufig wurden etwa erschossene Sinti und Roma in den Berichten von Polizei, Wehrmacht und Einsatzgruppen nicht als solche vermerkt, sondern in den Erschießungslisten unter andere Gruppen subsumiert, also beispielsweise als „Juden“ oder „Partisanen“ verzeichnet. Auch sind viele Unterlagen aus dieser Zeit in den Nachkriegs-

verloren gegangen. Die Verbände der Sinti und Roma geben meist die Zahl von 500.000 an. Einige Historiker halten diese Angabe für nicht ausreichend belegt. So geht etwa Michael Zimmermann davon aus, dass nach gesicherten Angaben mindestens 90.000 Sinti und Roma ermordet wurden; die tatsächliche Zahl schätzt er allerdings deutlich höher ein.

Unabhängig von der genauen Zahl der Opfer ist festzuhalten, dass die Nationalsozialisten die Sinti und Roma, die ihnen als „fremdrassig“, „asozial“ und den „Volkkörper“ gefährdend galten, restlos vernichten wollten. Im Hinblick auf den Wunsch nach totaler Auslöschung einer Menschengruppe aufgrund eines wahnhaften, rassistischen Weltbildes ist also der Porrajmos, wie der Völkermord an den Sinti und Roma auch genannt wird, mit der Shoa, der Vernichtung des europäischen Judentums, vergleichbar. ▶

Fortsetzung: „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“ von Tobias von Borcke

Eine juristische oder gesellschaftliche Aufarbeitung des Völkermordes an den Sinti und Roma hat nach der Gründung der Bundesrepublik 1949 nicht stattgefunden. Die begangenen Verbrechen wurden beschwiegen und verdrängt, die TäterInnen blieben unbehelligt. Selbst die so exponiert am Völkermord beteiligten „Rassenforscher“ um Robert Ritter wurden nicht bestraft, sondern konnten erneut Karriere machen. Die Sinti und Roma hingegen sahen sich weiterhin Diskriminierung und gesellschaftlicher Ausgrenzung ausgesetzt. Die Klischees des Antiziganismus, nach denen es sich bei „Zigeunern“ um „Asoziale“ und „Kriminelle“ handelt, wurden fortgeschrieben, während vielfach die nationalsozialistischen Maßnahmen gegen die Sinti und Roma zu „kriminalpräventiven Notwendigkeiten“ verklärt und damit erneut gerechtfertigt wurden.

Erst 1982 erkannte die Bundesregierung den nationalsozialistischen Völkermord an den Sinti und Roma als solchen an. Dass überhaupt ein Umdenken stattgefunden hat, dürfte vor allem dem Engagement der Sinti und Roma selbst zu verdanken sein, die sich besonders seit den 70er Jahren für ihre Bürgerrechte und die Anerkennung des ihnen von den Nationalsozialisten zugefügten Leids einsetzten. Der Bürgerrechtsbewegung gelang es unter anderem durch aufsehenerregende Aktionen wie den Hungerstreik im ehemaligen Konzentrationslager Dachau im Frühjahr des Jahres 1980 auch international Aufmerksamkeit für ihr Anliegen zu erzeugen.

Als einer der Erfolge der Bürgerrechtsbewegung ist es zu betrachten, dass das seit Anfang der 90er Jahre in Heidelberg aktive Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma im Jahr 1997 die erste Dauerausstellung über den Völkermord an den Sinti und Roma einweihen konnte. Bei der Eröffnung waren zahlreiche RepräsentantInnen des öffentlichen

Lebens anwesend, unter anderem der damalige Bundespräsident Roman Herzog. Die Auseinandersetzung mit den an den Sinti und Roma begangenen nationalsozialistischen Verbrechen hat also eine gewisse gesellschaftliche Anerkennung erfahren. Der Antiziganismus allerdings ist damit nicht aus der Welt geschafft. Vielmehr muss er leider als ein immer noch bei vielen Menschen tief verwurzelt Denkmal gesehen werden. Auch bedeutet die Anerkennung der Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma durch hohe VertreterInnen des Staates noch lange nicht, dass es keine Diskriminierung dieser Gruppe mehr gäbe. Etwa aus Kreisen der Polizei, die im Bezug auf die Verfolgung und Vernichtung der Sinti und Roma im Nationalsozialismus eine besonders düstere Rolle spielte, kommt es immer wieder zu diffamierenden Äußerungen über „Zigeuner“. Beispielsweise erschien im Oktober 2005 in der Verbandszeitschrift des Bundes Deutscher Kriminalbeamten BDK ein Artikel, in dem in rassistischer Art und Weise über die angeblichen kriminellen Neigungen von „Zigeunern“ geschrieben wurde. Der Artikel erhob darüber hinaus den Vorwurf, die „Zigeuner“ würden ihre Verfolgung durch die Nationalsozialisten als Legitimation für ihre vermeintlichen kriminellen Aktivitäten der Gegenwart nutzen. Als der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma vom Vorstand des BDK eine Distanzierung von dem diskriminierenden Artikel verlangte verteidigte dieser die Veröffentlichung sogar noch als einen Text „der sich mit der Kriminalitätsbelastung in Deutschland“ beschäftige. Auch in der Bevölkerung scheinen antiziganistische Ressentiments verbreitet; eine Emnid-Studie vom März 1994 ergab, dass 68% der deutschen Bevölkerung keine „Zigeuner“ als Nachbarn haben wollen. Ebenfalls interessant oder viel eher bedrückend ist in diesem Zusammenhang die von Änne Winkel unter dem Titel „Antiziganismus“ veröffentlichte Untersuchung deutscher Zeitungen und Zeitschriften aus den Jahren 1989 bis 2001.

Die Autorin konnte zahlreiche diffamierende Äußerungen in der Presse nachweisen.

Um endlich einen angemessenen Umgang mit dem Phänomen des Antiziganismus finden zu können, ist die Auseinandersetzung mit dem Porrajmos unumgänglich. Hierfür bietet die schon erwähnte Ausstellung des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma einen guten Ausgangspunkt. Nicht zuletzt dank der finanziellen Unterstützung durch die Europäische Union und die ASten von Universität und FH kann die Jugendgeschichtswerkstatt Münster die mobile Version der Ausstellung zwischen dem 22. April und dem 04. Mai im Fürstenberghaus am Domplatz in Münster zeigen. Die Eröffnungsveranstaltung im Beisein von VertreterInnen Dokumentations- und Kulturzentrums findet am 22. April um 20 Uhr statt, zusätzlich zur Ausstellung wird es ein inhaltliches Rahmenprogramm geben.

#### Für weitere Informationen:

- ▶ Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma: [www.sintiundroma.de](http://www.sintiundroma.de)
- ▶ Jugendgeschichtswerkstatt Münster: [www.geschichtswerkstatt-muenster.net](http://www.geschichtswerkstatt-muenster.net)

#### Literatur:

- ▶ Rose, Romani: *Den Rauch hatten wir täglich vor Augen.* Heidelberg 1999
- ▶ Winkel, Änne: *Antiziganismus.* Münster 2002
- ▶ Wippermann, Wolfgang: *Auserwählte Opfer?* Berlin 2005

## Wer rettet die Bildung und die Erziehung unserer Kinder?

Wem erzählst du nach mir deine Träume? | von Tobias Ruttert | Illustration von Johannes Mundiger

Im Jahre 1835 erklärte Herbart die Bildsamkeit des Zöglings zu einem Grundbegriff der Pädagogik. Durch den protestantischen Theologen und Philosophen Friedrich Schleiermacher erhielt dieser Grundbegriff eine äußerst normative Komponente: Für ihn bedeutete Bildsamkeit die Formbarkeit des Zöglings. Aus heutiger Sicht betrachtet müsste diese Formbarkeit im Grunde genommen auch eine nihilistische Grundeinstellung des Kindes in Bezug auf seinen jeweiligen Entwicklungsstand mit sich bringen. Aber ist diese wirklich immer vorhanden? Der Bonner Kinder- und Jugendpsychiater Michael Winterhoff würde mit einem deutlichen „Jein!“ antworten. Die Jugend von heute sei psychisch unreif. Nicht nur die Jugend – auch die Kinder unserer heutigen Generation. Dabei sind sie doch die Zukunft unseres Landes! Demnach müsste Bildung nicht nur die Formbarkeit des Zöglings sein, sondern vielmehr die notwendige und unabdingbare Formbarkeit des Zöglings. Diese Feststellung ist logisch, da eine psychisch unreife heranwachsende Generation mit Sicherheit den Untergang des Abendlandes mit sich bringen würde. In Deutschland widmen sich diesem Problem sowohl die Bildungsministerin Annette Schavan als auch die Familienministerin Ursula von der Leyen. Mit Zentralabitur, Krippenplätzen und Förderprogrammen für Migrantenkinder sagen sie dem Bildungs- und Erziehungsproblem den Kampf an. Mit Erfolg? Die Pisa-Studie zieht da leider ein eindeutiges Resümee. Manifestiert sich darin das Versagen unserer Regierungsleute? Und was wäre die Alternative? Vereinzelt Rufe zu einer Rückkehr der antiautoritären Erziehung machen sich in der breiten Medienwelt immer bemerkbarer. Doch können die „Blumenkinder“ der 68er Bewegung rund um A.S. Neill wirklich die Bildung und die Erziehung unserer Kinder retten? Sind ihre Prinzipien heute noch aktuell? Bevor wir hier jedoch ein vorschnelles Urteil über den neillschen Ansatz fällen, sollte sich sein erziehungstheoretischer Grundsatz zunächst et-

was konkreter herauskristalisieren. Von vielen als eine Art „Kuschel-“ oder gar „Negationspädagogik“ verschrien verfolgt die antiautoritäre Erziehung ein Prinzip bzw. ein Konzept von „Freiheit in Grenzen“. Neill selbst betonte dabei immer wieder, dass der Fokus bei seiner Theorie immer auf einem Höchstmaß an Wertschätzung liege und dass man den von ihm in den Vordergrund gerückten Begriff der Freiheit nicht mit Zügellosigkeit verwechseln dürfe. Das wichtigste Erziehungsziel sei der glückliche Mensch. Na prima. Da haben wir ja schon unsere Must-erlösung! Allerdings ist diese nur mit Vorsicht zu genießen – denn es ist nicht immer alles Gold was glänzt. So war zum Beispiel die Teilnahme am Unterricht in der von Neill im Jahre 1921 gegründeten privaten Internatsschule Summerhill freiwillig. Die Kinder konnten kommen und gehen wann sie wollten. NRWs Schulministerin Barbara Sommer würden heute noch beim Lesen solcher Zeilen die Tränen aus den Augen kullern. Und wie steht es um die anderen Eckpfeiler bzw. Ziele der antiautoritären Erziehung? Wir leben in einer von Hartz IV und hoher Arbeitslosigkeit überschatteten Welt. Wie soll da ein Kind in Freiheit leben und sich gut entwickeln können,

geschweige denn glücklich werden? Wie kann ein Kind in einer Leistungsgesellschaft, wie wir sie heute haben, so lange etwas nicht tun, bis es selbst überzeugt ist, dass es das tun sollte? Die antiautoritäre Erziehung fordert, dass man dem Kind die Möglichkeit geben solle es selbst zu sein. Fraglich ist nur, ob diese Möglichkeit im Zeitalter der Globalisierung, geprägt durch Super-Nannys im Fernsehen und einer Überschwemmung von Erziehungsratgebern, überhaupt besteht. Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass das Hauptziel der antiautoritären Erziehung, namentlich der glückliche Mensch, absolut wünschens- und auch erstrebenswert ist. Allerdings ist sowohl die Konzeption als auch die Umsetzung der Theorie nicht nur in der heutigen, sondern auch in der zukünftigen Gesellschaft nicht realisierbar und bleibt somit eine idyllische, wenn nicht sogar paradisiach angehauchte Fiktion aus vergangenen Tagen. Damit bleiben abschließend sogar zwei Fragen offen. Die erste lautet: Wer rettet denn jetzt nun die Bildung und die Erziehung unserer Kinder? Und die zweite: „Lieber Alexander Sutherland Neill, wem erzählst du nach mir deine Träume?“



## Kinokritik: Frost/Nixon

von Daniel Huhn

Frost/Nixon ist ein Film über ein Duell. Auf der einen Seite steht – oder vielmehr sitzt David Frost, gespielt von Michael Sheen. Er ist ein junger britischer Fernsehmoderator. Ihm gegenüber: Richard Nixon (Frank Langella), der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten. Im Jahr 1977 haben die beiden an 12 Tagen ein knapp 30-stündiges Interview aufgezeichnet das in die Fernsehgeschichte einging und dessen Geschichte Regisseur Ron Howard (Apollo 13, A Beautiful Mind) zu diesem fesselnden Film inspirierte.

David Frost ist Talkmaster, kein Politikjournalist. Sein Interesse an dem Interview gilt dem spektakulären Medienereignis, der guten Quote und dem dadurch erhofften Erfolg. Mit seinem Angebot, einer Gage von 600.000\$, weckt er bei den Beratern von Nixon Interesse. Richard Nixon musste kurz zuvor vom Amt des amerikanischen Präsidenten zurücktreten. Der Watergateskandal hat ihm nicht nur seinen Job, sondern auch sein Ansehen gekostet. Nach dem Ende seiner Präsidentschaft hat sich Nixon zu den Watergate-Vorwürfen nicht geäußert. Der Druck der Öffentlichkeit sowie die Wut der Amerikaner nimmt daraufhin immer mehr zu. Sein engster Berater Jack Brennan (Kevin Bacon) beschwört Nixon, dass er dem Talkmaster intellektuell und rhetorisch überlegen ist und ihn argumentativ besiegen wird. Nixon, der in dem Interview nun die Chance nach Ansehen und Macht wittert, willigt ein.

Für beide beginnt eine Zeit intensiver Vorbereitung auf die Interviews. Wie Nixon stellt sich auch Frost ein „Redaktionsteam“ zusammen, das die Interviews inhaltlich vorbereitet. Doch Frost selbst kümmert sich mehr um seine anderen Shows als um die journalistischen Vorarbei-



Letzte Anweisung vom „Trainer“ (Kevin Bacon) bevor der Gong für die nächste Runde schlägt



Frost (Michael Sheen) und Nixon (Frank Langella) im Ring; ein bürgerliches Wohnzimmer im 70er-Jahre-Stil

ten. Die ersten Interviews beginnen und Nixon dominiert den Gesprächsverlauf. Wortgewandt kann er die kritischen Fragen von Frost entschärfen und zu seinem eigenen Vorteil drehen. Mit der Zeit muss Frost sich eingestehen, dass es keine Show sondern ein politischer Kampf ist, auf den er sich da eingelassen hat. In seinem Team kommt es zu Spannungen. Denn für David Frost und seine Mitarbeiter steht nicht nur ihr Ruf, sondern auch viel Geld auf dem Spiel. Die Interviewaufzeichnungen laufen schon und sie haben noch keinen Fernsehsender, der ihnen das Material abkaufen will. Nach und nach springen die Interessenten und Sponsoren ab. In der Not besinnt Frost sich auf seine Stärke: Er spielt mit

dem Medium Fernsehen und weiß dessen Macht einzusetzen um Nixon immer mehr zu Fall zu bringen.

Auch Regisseur Ron Howard weiß sein Medium einzusetzen. Wenngleich der Stoff (die Geschichte eines Interviews) vermeintlich nicht viel hergibt, inszeniert Howard die Beziehung zwischen Nixon und Frost so präzise, dass es bei jedem Dialog knistert. Frost/Nixon ist ein Polit-Thriller. Gekämpft wird allerdings nicht mit Waffen-, sondern mit Wortgewalt. Die Dramaturgie dieses Kampfes scheint aus einer Hollywoodfeder zu stammen. Doch sie ist durch die historischen Interviews selbst vorgegeben. Das Drehbuch ist die Adaption eines Theaterstückes, das 2006 in London Premiere feierte. Mit Michael Sheen und Frank Langella stehen exakt diejenigen Schauspieler vor der Kamera, die bereits in der ursprünglichen Theaterfassung als David Frost und Richard Nixon auf der Bühne standen. Und das ist zu merken: Das Duell wird von den beiden Hauptdarstellern in jedem Detail überzeugend dargestellt. Der Zweikampf zwischen Frost

und Nixon ist auch ein Wettstreit zwischen den Schauspielern Michael Sheen und Frank Langella, indem sich beide gegenseitig übertreffen.

Die Fernsehinterviews von 1977 sahen damals 45 Millionen Amerikaner im Fernsehen. Ganz so viele Zuschauer, wird der Film wohl nicht vor die Leinwand locken. Doch der Erfolg ist vorprogrammiert. Zum einen, weil Frost/Nixon eben auch ein Film über das Verhältnis der Amerikanischen Bevölkerung zu ihrem Präsidenten ist. Und das ist bekanntlich ein großes Thema in diesen Tagen. Zum anderen, weil der Film optisch, dramaturgisch und nicht zuletzt schauspielerisch überzeugt.

## Der Superheld als Anarchist

Lars Banhold legt seine „Konstruktion eines Helden“ vor – aber ist sie auch allgemeingültig? | von Torsten Bewernitz

Banhold, Lars: Batman. Konstruktion eines Helden. Ch. A. Bachmann-Verlag, Bochum 2008. ISBN 978-3-941030-02-2. 100 Seiten, 10,90 €

Der Comic war als Medium lange als trivial missachtet. Selbst als humoristische Strips und Comichefte wie Asterix und Lucky Luke in einem intellektuellen Milieu vermehrt wahr genommen wurden, galt dies noch lange nicht für das Genre der Superhelden-Comics. Dass die Helden der Verlage DC und Marvel wieder massenweise in Buchhandlungen zu finden sind, ist eine Entwicklung, die, maßgeblich angeschoben durch eine Reihe von Verfilmungen, erst Ende der 1990er Jahre einsetzte. Vorher musste man Comic-Klassiker aus dem Metier teilweise lange suchen.

Graphic Novels wie Alan Moores gerade verfilmtes „The Watchmen“ schaffen es (zu Recht) in Kanons der Weltliteratur. Der Comic ist erwachsen geworden und erhebt oftmals seine Stimme gegen soziale Ungerechtigkeiten und mischt sich ein in politische Debatten. Spiderman z.B. hilft beim Aufräumen nach den Anschlägen auf die New Yorker Twin Towers. Autoren und Zeichner verwendeten diese Situation, um auch vor übertriebenen Gegenaktionen zu warnen wie vor einem christlichen Fundamentalismus in den USA.

Längst hat sich in den Kultur- und Literaturwissenschaften die Erkenntnis breit gemacht, dass das Triviale einen näheren Blick wert ist. So konnte Lars Banhold seine Bachelor-Arbeit über einen der ältesten Superhelden schreiben: Batman. Publiziert wurde das Werk in einem studentischen Verlag für Comic-Literatur, der mit diesem Buch seine erste Veröffentlichung vorweist. Mit postmodernen Theoretikern wie Barthes und Foucault hat sich Banhold eine vielversprechende Interpretationsebene ausgesucht. Banholds Buch macht vor allem zu einem Lust: Mehr Batman zu lesen. So war denn Motiv für diese Rezension eigentlich auch nur, eine legitime Ausrede für den Kauf einiger Comic-Klassiker zu finden. Der Autor wird ähnliche Freude an seiner Literaturrecherche gefunden haben. Banhold beschreibt Batman als Identifikationsfigur. Ein reicher Mann mit zahlreichen Fähig-

keiten, technischen Spielereien und Gerechtigkeitssinn - wer wolle nicht so sein, so eine seiner zentralen Aussagen. Die Identifikationsmöglichkeit, gerade im Vergleich zu den üblichen Superhelden, liegt noch in einem anderen Aspekt: Batman ist einer der wenigen ‚Superhelden‘, der keine übersinnlichen Fähigkeiten besitzt. Er ist – abgesehen von seinem Reichtum – ein ganz normaler Mensch, der mit äußerster Konsequenz zu Werke geht, trainiert ist und Technik einsetzt. Das ist ein wesentlicher Aspekt des Erfolgs der Batman-Comics: Ein Superman, der fliegen kann, kann man sicherlich nie werden, aber die Kräfte, die man hat, kann man entsprechend einsetzen. Dieser vergleichsweise ‚realistische‘ Ansatz macht die Comics attraktiv. Trotzdem: Es ist nicht die Figur Batman, die zur Identifikation reizt. Batman ist, wie Moores Watchmen, ein Protofaschist, gerade in US-amerikanischen Verhältnissen: Batman beerbt die Vigilanten, die im Wilden Westen für Recht und Ordnung gesorgt haben, d.h., die ein sauberes, weißes Amerika vor aufsässigen IndianerInnen und MigrantInnen geschützt haben.

In „The Watchmen“ ist vom Äußereren her der (Anti-)Held „NightOwl“ nach dem Muster Batmans gestrickt: Ein wohlhabender Mann, der sich als Eule verkleidet und jede Menge technischer Spielereien mit einem Eulen-Logo in einer Eulenhöhle versteckt, aber, im Gegensatz zu Batman, ein verschüchterter Allerweltsmann ist. Den Charakter Batmans präsentiert vielmehr der Watchman Rorschach, der aus einem Entführungsfall die Konsequenz zieht, brutal und unbittlich gegen Verbrechen vorgehen zu müssen. Den politischen Aspekt des dunklen Ritters klammert Banhold leider nahezu vollkommen aus, da er Plot und Ensemble, in dem Batman agiert, kaum beachtet: Frank Millers Batman in „Dark Knight 2“ etwa bekämpft die Diktatur der Erzschorken Lex Luthor und Brainiac, die gewissenlos Völkermorde begehen, um ihre Macht aufrechtzuerhalten. Batmans Methoden sind dabei durchaus terroristisch oder auch jene ei-

nes Guerilla-Krieges – das rückt ihn aber näher an einen Cruis’schen Stauffenberg als an einen „Anarchismus“, wie Banhold nahe legt. Darüber hinaus vergisst Banhold einen zweiten Aspekt: Er schließt aus den verschiedenen Comics, dass die Figur Batman mittlerweile mit allen möglichen, beliebigen Inhalten zu füllen ist. Dafür beruft er sich auf die, gerade in den 1990ern beliebten, ‚Elseworld‘-Comics, die alternative Storylines präsentieren. Ich behaupte das Gegenteil: Batman muss immer der Bruce Wayne aus Gotham bleiben, wie er es in der ‚Continuity‘ ist, die LeserInnen akzeptieren diese anderen Batmen nur, weil sie in ‚Elseworlds‘ spielen, die eigentlich fortlaufende Geschichte also nicht gestört wird. Auch das ist leider postmodern: Banhold möchte belegen, dass Batman heute beliebig ist, dass er Faschist wie Kommunist sein könnte, wie er auch Bruce Wayne oder Hans Meyer sein kann. In der soziologischen Analyse mag der postmoderne Antiessenzialismus befruchtend sein, für den Comic gilt: Batman hat eine Essenz. Und der Erfolg der Figur basiert darauf, dass sich diese seit 1939 kaum geändert hat.

Batman ist nicht Identifikationsfigur, sondern ein Modell, von dem man sich exzellent abgrenzen kann und dies auch tun sollte. Die Sidekicks, Schurken und Nebenfiguren eignen sich dafür als Reflexionsebene. Es geht in den Batman-Comics nicht darum, sich entweder mit einem ewig gleich bleibenden stereotypen Helden identifizieren zu können, oder aber mit einem beliebig-postmodernen Helden, der jedem ein Identifikationsangebot macht, sondern um eine sich entwickelnde, kantige Figur in einem sich wandelnden Milieu mit charakterstarken Nebenfiguren. „Batman“ ist deshalb beliebt, weil Autoren wie Frank Miller, Alan Moore oder Alan Grant wissen, dass ihre Hauptfigur eine miese Type ist. Das lädt zur kritischen Reflexion ein. Der Comic ist nicht mehr banal. Und Batman ist, denn das wäre auch langweilig, kein Held.

# Old Splendifolia

„...swaying boldly afar...“ PLOP/Nature Bliss

November 2008 | Rezension: Katja Angenent

Das Berliner Duo Old Splendifolia ist hier (noch) recht unbekannt, aber in Japan längst kein Geheimtipp mehr. Ihr Debütalbum erschien nun unlängst auch in Deutschland und verspricht liebevolle leise Töne. Dabei singt Jana Plewa mit der Zerbrechlichkeit und gewollten Unsauberkeit eines Kindes, während Frank Schültge Blumm mit minimalistischen Melodien und Geräuschen die passende Akustik beisteuert. Die 15 Stücke des außergewöhnlichen Albums sind kunstvoll miteinander verwoben und bilden einen ganz eigenen Klangkosmos. Vergleiche zu anderen Bands fallen schwer, allein mit Folk/Pop/Minimal kann eine ungefähre Richtung angegeben werden.



Dieser behutsamen Musik muss Zeit gegeben werden, sich zu entfalten. Lässt man sich aber auf das zunächst ungewöhnliche Hörerlebnis ein, entdeckt man eine Fülle von Stimmungen, Emotionen und Klangbildern, ähnlich zu der Situation, die entsteht, wenn man ein Stück Rasen mal auf Augenhöhe betrachtet

und erstaunt feststellt, was darin alles lebt. Dabei verbleiben Old Splendifolia nicht in träumerischen Sphären, sondern erschaffen sich mit sanftem Nachdruck ihre eigenen Sehnsuchtsräume. Die minimalen Arrangements lassen Raum für individuelle Interpretations- und Erfahrungsmöglichkeiten und laden ein, weit mehr aus dieser Musik zu ziehen als sie einfach nur zu hören und passiv zu konsumieren.

Passenderweise gibt es auf dem Cover in leichten Pastelltönen eine Blume zu sehen, die durch eine Hülle geschützt wird. Mit diesem Symbol ist die Musik des eigenwilligen Duos auf den Kopf getroffen.

Alle erwachsenen Kinder können sich in dieser genauso zarten wie bestimmten Musik wiederfinden, und wen es erst mal gepackt hat, der wird so schnell nicht wieder davon loskommen. Wer leise Töne mag und bereit ist, sich auf etwas Neues einzulassen, sollte sich Old Splendifolia anhören.

# Sudoku

normal schwer

	2		8				6	7
	1					9		
7			6	5	9			
	7			3	4	8		
3								4
		1	7	9			2	
			3	6	7			2
		4					1	
2	6				1		8	

mittelschwer

							4	3
	4		1			8		
		5	8		9		6	7
9		6						
								2
8			2			4		
						6	3	
						7		
6			7					1

# Samurai-Sudoku

2	5		7	8							2				7		9		
		6				8		5							7				
5			1	2		4		3						5		2	1		
	4										6	4							
6	3			4								2		6					
				4		1			3	5				3			1		
											5	1		4	9	3			
1			3	9		7			2				8			2	6	5	
						8	6			9	4								
							7	6					3						
						4	9					8	2						
					5			9		4			6			5		9	
	5			9			3	8	6		7	9		1				8	
		2	8			5	1						6					7	
6	2		4			1						2	3			6			
			3	6								8		1			3	9	
				7								4		9					
8	7	5			1											7	5		
				6		3	5								7	1		2	3
4				7			2								5	3	1		

# SSP-Rätsel

von Daniel Halkiew

Du hast ein abgeschlossenes Soziologiestudium und verbringst deine Zeit nun immer häufiger in der Bundesagentur für Arbeit – zu Forschungszwecken. Die Arbeit ist ermüdend und zerrt auch an den mentalen Kräften. Eines Nachts findest du in dem ansprechenden 50er-Jahre-Waschbetonbau den Ausgang nicht und verirrst dich in den Keller. Nach langem Suchen endet dein Weg vor zwei Türen. Vor jeder Tür steht ein Wächter. So wie einer der Wege in die Freiheit führt und der andere immer tiefer in die Gemäuer des Kellers, so spricht einer der Wächter stets die Wahrheit. Der andere jedoch lügt mit jedem Wort. Du darfst eine Frage an einen der beiden Wächter stellen, um herauszufinden welche Türe in die Freiheit führt. Wie muss deine Frage lauten?

## Dein Rätsel im Semesterspiegel

Das Rätsel war blöd? Dein eigenes ist viel besser? Schick uns dein Rätsel (bitte mit Lösungsweg) an: [semesterspiegel@googlemail.com](mailto:semesterspiegel@googlemail.com). Für jedes veröffentlichte Rätsel winken 10 Euro.

# Wir brauchen dein Talent!

Der Semesterspiegel kommt nicht ohne tatkräftige Hilfe zahlreicher freier Autoren und Illustratoren aus, die über den Uni-Alltag, das Leben in Münster und vieles mehr berichten, und somit diese Zeitung durch ihre Vielfalt bereichern.

Eure Texte und Illustrationen sind immer herzlich willkommen! Also schreibt uns an, wir freuen uns auf euch!

[semesterspiegel@googlemail.com](mailto:semesterspiegel@googlemail.com)

